Österreichisch-Ungarische



Revue



Monatsschrift

für die gesamten Kulturinteressen der österreichisch-ungarischen Monarchie

Manzsche k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung
Wien, I., Kohlmarkt Nr. 20

32. Band 1905

5. Heft

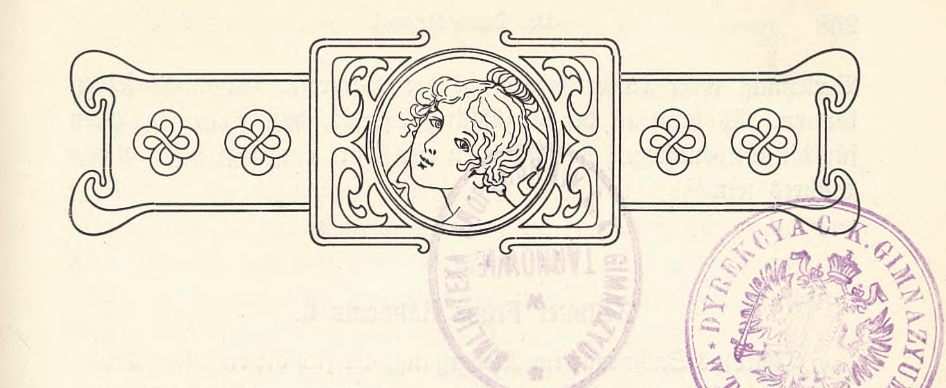
1. Geschichte der politischen Beziehungen Siebenbürgens zu England. Von Dr. David Angyal, Budapest (Fortsetzung) . 257
2. Lösungen der wechselnden orientalischen Frage auf bulgarischen Kampfstätten. Von Wilh. Götz, München 275
3. Die deutsche Liedweise. Von Prof. Dr. Franz Marschner . . 284
4. Dichtkunst 297
5. Rundschau 306

Dichtkunst.

1. Die Laterne des Diogenes. Von Jaroslav Vrchlický, Prag. Übersetzt von Karásek, Wien. — 2. Falschmünzerlied. Von Adolf Prack, Purkersdorf. — 3. Schnee in Florenz. Von Julius Zeyer. Autorisierte Übertragung von Paula Sokota und Paul Josef Harmuth, Smichow.

Rundschau.

1. Weltpolitik. — 2. Zu beiden Seiten der Leitha. — 3. Besprechungen und Notizen: Rudolf Lothar, Das deutsche Drama der Gegenwart. 8°. München und Leipzig, Georg Müller, 1905. Von Bernh. Münz. — Hausbuch deutscher Lyrik. Von Viktor Wall. — Starzer, Albert, Die Konstituierung der Ortsgemeinden Niederösterreichs. 1904. gr. 8°.



Geschichte der politischen Beziehungen Siebenbürgens zu England.

Von **Dr. David Angyal**, Budapest.

(Fortsetzung.)

Auch in Angelegenheit der Auslieferung Thökölys leistete Paget den Kaiserlichen keinen sehr großen Widerstand. Und doch, wie viel erwartete Thököly von der Vermittlung Pagets! Welch schön verfaßtes Exposé schickte er ihm am 4. Juli 1698! Thököly wünschte in diesem, daß der englische Gesandte sich nicht widersetze, wenn die Pforte Siebenbürgen und die dazu gehörigen Teile ihm zurückerwerben wolle, wie sie versprochen; er bat ferner, daß er die Sicherstellung der ungarischen religiösen und politischen Freiheiten in die Friedensurkunde aufnehmen lassen und sie unter den Schutz des englischen Königs und des Parlaments stellen möge.[15])

Und doch kam es so, daß gerade Paget es gewesen, der nach dem Karlowitzer Frieden, als Stellvertreter des österreichischen Gesandten in Konstantinopel, die Verbannung Thökölys nach Ismid betrieb.[16])

In Siebenbürgen grollte man ihm deshalb nicht. Als Paget 1702 aus Konstantinopel über Siebenbürgen in seine Heimat reiste, wurde er allenthalben „mit großem Pomp und Kanonenschüssen" empfangen. Nicht bloß das offizielle Siebenbürgen wünschte seiner Verehrung für den Diplomaten des Verbündeten des Kaisers Ausdruck zu geben; auch die Protestanten freuten sich, daß sie ohne

---

[15]) Thalys Mitteilung (Mon. Hung. Hist., II. Serie, XXIV. S. 488).

[16]) Unterbreitung an den Kaiser vom 16. Jänner 1701. (Turcica, a. a. O.) Hurmuzaki Dokumente VI. S. 13.

Verletzung ihrer Untertanenpflicht den Vertreter Englands feiern können. Es kann in der Erzählung Csereis, daß Paget in Wien für die Siebenbürger Reformierten ein Wort eingelegt habe, etwas Wahres sein.[17])

VI.

Zeitalter Franz Rákóczis II.

Thökölys Sache war im Niedergang, als sich die englische Diplomatie mit ihr zu befassen anfing, dagegen interessierte die von Franz Rákóczi II. geleitete mächtige Bewegung schon von ihrem Ausbruche an lebhaft die englische Regierung.

Georg Stepney, der Dichter und Diplomat, welcher 1703 Englands Gesandter in Wien war, berichtete seiner Regierung, daß Rákóczis Aufstand an Bedeutung alle bisherigen ungarischen Aufstände übertreffe.

Den englischen Gesandten beunruhigte das Schicksal der ungarländischen Protestanten, welche infolge des Aufstandes vielleicht leiden könnten, aber noch mehr beunruhigte ihn das Bewußtsein, daß der Kaiser in dem gegen Ludwig XIV. begonnenen Kriege seine Verbündeten nicht mit genügender Kraft unterstützen werde.

Die englische Regierung empfahl dem Kaiser Ende 1703, den Aufstand durch Konzessionen zur Ruhe zu bringen. In ihrem Auftrage teilte die Wiener englische Gesandtschaft dem Hofe das Anerbieten der Königin mit, im Interesse des mit den Ungarn zu schließenden Friedens in solcher Weise zu intervenieren, wie es der Hof wünscht, denn sie wünsche die Empfindlichkeit des Kaisers um jeden Preis zu schonen.

Zu derselben Zeit benachrichtigte die englische Regierung auch Holland von der ihrem Wiener Gesandten geschickten Instruktion. Holland hatte bereits anfangs Jänner 1704 seinen Gesandten Hamel-Bruyninx beauftragt, in Wien mit seinem englischen Kollegen vereint die Angelegenheit der Intervention zu betreiben.[1])

In Abwesenheit Stepneys sondierte Whitworth, wie der Wiener Hof den Gedanken der Intervention aufnimmt? Er machte die

---

[17]) Csereis Historia, S. 310. — Siegmund Szanisztlós Diarien. Herausg. von Karl Torma, Tört. Tár. 1890. S. 310.

[1]) Ernst Simonyi, Archivum Rákoczianum II. oszt. I. Bd. S. 17, 38, 72, 73, 97.

Erfahrung, daß sich die österreichischen Staatsmänner für diesen Gedanken nicht sehr begeistern. Sie hielten die Einmischung der fremden Mächte in das Verhältnis des Herrschers zu seinen Untertanen für eine sehr heikle Sache und besorgten, daß das Ansehen des Kaisers dadurch Abbruch erleiden würde. Diese Besorgnis vermehrte Goëß, der kaiserliche Gesandte im Haag, welcher anfangs 1704 den Hof warnte, auf England und Holland Acht zu haben, da sie nicht ganz verläßlich seien.[2])

Doch der Hof konnte auf die Anerbietungen der Verbündeten nicht mit starrer Verneinung antworten, denn die militärische und finanzielle Lage forderte unbedingt die Unterhandlung mit den Ungarn, und so mußte der Hof etwas Derartiges tun, was als gleiche Zuvorkommenheit gegenüber den Verbündeten und den Ungarn erschien.

In der am 23. Februar 1704 gehaltenen Ministerkonferenz, zu welcher auch Bruyninx und Stepney eingeladen waren, erklärte Graf Harrach, der Kaiser nehme die Intervention der beiden Mächte an, nur wünschte er zu wissen, welche Methode die Gesandten in der Durchführung des Willens ihrer Auftraggeber befolgen werden. Bruyninx beruhigte die Konferenz damit, daß die Vermittler nach dem Belieben des Kaisers vorgehen werden.

So geschah es auch. Bruyninx und Whitworth wandten sich nicht an Rákóczi, sondern erbaten sich von Bercsényi einen Reisepaß für Bruyninx. So hatten es die österreichischen Minister gewünscht, denn sie wollten Rákóczi nicht den Fürstentitel geben und hofften, daß sie Bercsényi mit Versprechungen Rákóczi abwendig machen und so schneller den gewünschten Waffenstillstand und eventuell einen günstigen Frieden erlangen. Da Bruyninx sich so sehr an die Instruktionen des Hofes hielt, können wir seine im März 1704 unternommene Reise nach Sempte gar nicht als eigentlichen Beginn der Friedensvermittlung ansehen.

Eine wirkliche Vermittlung ist nur zwischen kriegführenden Parteien gleichen Ranges möglich, aber Bruyninx bot in seinem Briefe an Bercsényi im Namen seiner Regierung und Englands seine guten Dienste den Untertanen des gerechten Königs an.

---

[2]) E. Simonyi, l. c. I. S. 88—103 und Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen. I. Serie. Bd. VI. S. 17. — Ernst Simonyi. I. S. 148—49.

Bercsényi stutzte über diesen Ausdruck und hätte dem Holländer gerne scharf geantwortet, hielt es aber doch für besser, Bruyninxs Reise zu politischen Zwecken auszunützen. Er blendete den Holländer mit einem großartigen Empfange, denn er erwartete auch von dem Scheine der Friedensvermittlung eine gute Wirkung. Aber andrerseits erklärte er Bruyninx, daß er sich an Rákóczi hätte wenden sollen und daß er es mit einem sein Recht fordernden freien Lande, nicht aber mit aufständischen Untertanen zu tun habe. Um der Erklärung größeren Nachdruck zu geben, übergab Bercsényi Bruyninx die Proklamation Recrudescunt. Bruyninx schrieb daher dem am 6. März in Wien angelangten Stepney, er möchte sich nicht nach Sempte bemühen, obgleich er seinen Gesandtenkollegen erst wenige Tage vorher dorthin gerufen hatte, indem er damals sagte, daß dieser sich mit diplomatischen Erfolgen Ehre einheimsen könne.[3])

Übrigens lernte Stepney auch so genug aus Bruyninx Reise. Vordem hatte er keine rechte Ahnung davon, welch tiefer Abgrund die Auffassung Rákóczis von der des Hofes trenne. Er dachte kaum daran, daß ein Ausgleich zwischen der Auffassung des letzten Vorkämpfers des Zustandes Ungarns vor 1687 und derjenigen der Anhänger der absoluten Herrschaft unmöglich sei. Nach der Begegnung in Sempte begann er die große Verschiedenheit der Auffassungen zu ahnen. Er las die Proklamation Recrudescunt mit großem Interesse und würdigte die patriotische Wärme, mit welcher der Verfasser die verletzte Freiheit seines Vaterlandes verteidigt. Als Engländer nahm er an dem für die Verfassung geführten Kampfe keinen Anstoß, und als Protestant wünschte er warm den Sieg jener Verfassung, welche auch die Religionsfreiheit beschützte. Schon diese Gefühle spornten ihn an, an dem friedlichen Ausgleich zu arbeiten, aber noch mehr spornte ihn dazu die Besorgnis, daß der Hof, wenn er auch die Ungarn mit den Waffen besiege, gegen die sich fortwährend erneuernden Angriffe ewig zu kämpfen haben werde. Diese Gefühle und Besorgnisse ermutigten ihn zur Übernahme der Aufgabe, deren Schwierigkeiten er schon zu empfinden begann, ohne daß er die Unmöglichkeit ihrer Lösung sah oder sehen wollte. Im Anfang hielt er es für möglich, die Unter-

---

[3]) L. c. S. 157—200. Thaly, Rákóczi Tár. (Rákóczi Arch.) II, S. 54, 55. und Thaly, Bercsényi család története (Geschichte der Familie Bercsényi) III. S. 127—129.

handlungen auf Grund der im Februar 1704 erhaltenen Vollmacht zu beginnen, in welcher die Königin Anna von den irregeleiteten, durch listige Leute verführten Untertanen sprach, welche unter dem Vorwande der Verletzung ihrer Rechte ihren gesetzlichen König angriffen. Bruyninx wagte es nicht, diese Vollmacht Bercsényi vorzuzeigen, und auch Stepney fand es gut, seine Regierung zu ersuchen, sie möge einen neuen Brief schicken und aus demselben die beleidigenden Worte weglassen.[4])

Diese neue Betrauung kannten die Mitglieder der Gyöngyöser Konferenz (17. bis 28. März 1704) noch nicht. Hier protestierten die Anhänger Rákóczis heftig gegen die englischen und holländischen Gesandten, von welchen sie Vasallen genannt wurden und die von ihrer Unterwerfung redeten.

Übrigens begnügten sich die Aufständischen nicht mit der einfachen Intervention, sondern forderten eine internationale Garantie, welche die Verträge zwischen Königen und freien Ländern zu bekräftigen pflegt. Aber sie wünschten anstatt der Garantie Englands und Hollands diejenige Polens und Schwedens.[5])

Visa und Okolicsányi, die Kommissäre des Friedensvermittlers Erzbischof Széchenyi, welche mit diesem Bescheide am 10. April in Wien anlangten, verständigten Stepney davon, daß die Aufständischen geneigt seien, die Intervention der Seemächte anzunehmen, obgleich sie deren Garantie nicht haben wollen. Stepney wurde nun von doppelter Besorgnis erfaßt. Die eine war die, ob es wohl möglich sei, die Intervention im Lichte der Garantie durch die Ungarn annehmen zu lassen, die andere aber die, auf welche Weise er die durch ihre Siege übermütig gewordenen Kaiserlichen zur Wiederaufnahme des Fadens der Verhandlungen bewegen könne.

Er glaubte schon, daß der Faden abgerissen sei, doch gab Prinz Eugen endlich am 22. April in der Instruktion der Kommissäre des Erzbischofs die Antwort auf die Gyöngyöser Botschaft. In dieser Antwort macht er die Aufständischen aufmerksam, daß die Garantie keinen Sinn habe, und daß insbesondere die schwedische und polnische Garantie auch nicht möglich sei, aber sie mögen, wenn sie schon sosehr am bedeutungslosen Namen festhalten, vorläufig die feierliche Intervention der beiden Seemächte annehmen; die

---

[4]) Ernst Simonyi, I. S. 122, 131, 220.

[5]) Miller: Epistolæ Archiep. Széchenyi, I. S. 131, 142. — Thaly, Bercsényi család története. III. S. 134.

Vertrauensmänner der beiden Mächte werden schon irgend eine Form möglich machen, mit welcher sich die Parteien zufrieden geben können.

Wir können an diesen Wendungen die Wirkungen der Erörterung Stepneys wahrnehmen.[6])

Stepney und Bruyninx wollten das gute Ergebnis, welches sie von der Instruktion Eugens vom 22. April erwarteten, noch dadurch fördern, daß sie am besagten Tage an Rákóczi einen Brief schrieben. In diesem Briefe entschuldigen sie jenes Vorgehen, daß sie sich im Anfange nicht direkt an den Fürsten gewendet haben, und zugleich erbaten sie die formelle Anerkennung ihres Vermittleramtes, sich auf die mündliche Meldung der Kommissäre Széchenyis berufend.[7])

Auf Grund der Instruktion vom 22. April begann in der zweiten Hälfte des Mai in Paks die Beratung. Aber Rákóczi konnte vom Hofe die Waffenstillstandsbedingungen, welche seine militärische Situation gefährdet hätten, nicht annehmen. Er nahm auch daran Anstoß, daß Eugens Instruktion den Namen der Garantie unter dem Titel der Intervention verberge. Aus diesen Ursachen hatte die Pakser Konferenz kein Ergebnis, wovon Rákóczi am 20. Mai Stepney und Bruyninx benachrichtigte, indem er in seinem Briefe bemerkte, daß die Annahme der Intervention der beiden Seemächte vom Königreich Ungarn abhänge, welches über die ganze Verhandlung entscheiden werde. Obgleich in dem Briefe die Erwähnung der Intervention nebst der Garantie eine gewisse Annäherung an die Auffassung der Vertreter der Seemächte bedeutete, war es Stepney doch unangenehm zu sehen, daß Rákóczi die angebotene Intervention nicht genug freundlich aufnehme. Stepney sah, daß infolge des Briefes Rákóczis vom Ende Mai 1704 die Lage eine ähnliche geworden sei, wie sie vor der Reise nach Sempte gewesen.

Stepney fühlte sich durch diese Enttäuschung empfindlich getroffen, um so mehr, als vor dem Empfange des Briefes Rákóczis sich, auf die Nachricht von den Nagyenyder Gewalttätigkeiten des

---

[6]) Ernst Simonyi, I. S. 230—245. — Miller: Epistolæ, I. S. 219. — Am 19. April 1704 glaubte auch Bercsényi, daß die Wiener schon sehr stolz seien . . . und sich schon freuen, daß wir die tractalis mediatio des Holländers nicht akzeptiert haben." — Thaly, Archivum Rákoczianum, I. Serie, IV. S. 13.

[7]) Histoire des Rév. de Hongrie. II. 166, 212. II.

von Rabutin geschickten Tige, in seiner Seele eine immer größere Teilnahme für die Sache des Aufstandes entwickelte. „Wenn diese Nachrichten wahr sind", rief er damals aus, „stehen wir unter der drückenden Wirkung einer verhängnisvollen Notwendigkeit, indem wir aus politischem Interesse diese Familie mit unserem Blute und unserem Gelde unterstützen müssen, während sie unsere Glaubensgenossen unter dem falschen Vorwande der Revolution ausrotten läßt." Aber weil er diese seine Gefühle nicht vollständig verhehlen konnte, und weil er die Bedingungen und den Stil des kaiserlichen Hofes in den Akten der Unterhandlung immerfort zu mildern versuchte, mußte er sich gegen jenen grundlosen Verdacht Wratislaws verteidigen, als ob er mit den Aufständischen vollständig einverstanden sei.[8])

So erreichte also Stepney das regelmäßige Schicksal der Vermittler von Parteikämpfen; keine von beiden Parteien war mit ihm zufrieden. Unter den in fünfundzwanzig Punkte gefaßten Wünschen und Gravamina der Aufständischen, welche Visa und Okolicsányi am 2. Juli 1704 dem Kaiser übergaben, stand an erster Stelle die Erklärung, daß die Ungarn zwar die englische und holländische Intervention nicht zurückweisen werden, aber ihrem in die Schweden und Polen gesetzten Vertrauen auch jetzt noch nicht entsagen können.

Aber darum verzagte Stepney nicht; gleichviel, sagte er, wenn auch mit unserer Umgehung, nur mögen die Verhandlungen ihr Ziel erreichen.[9])

Von den am 4. Juni überreichten fünfundzwanzig Punkten verursachten jene zwei die meisten Schwierigkeiten, welche sich auf die Anerkennung des Rechtes der freien Königswahl und auf die Entfernung des deutschen Militärs aus dem Lande bezogen. Stepney und Bruyninx anerkannten das Gewicht dieser Fragen, sie waren aber dafür, daß der Hof dennoch die übrigen Wünsche nicht unbeantwortet lasse. Dem Einspruch der Gesandten ist es auch zuzuschreiben, daß der Kaiser am 20. Juni die Punkte vom 4. Juni etwas eingehender beantwortete, als er im Anfange beabsichtigt hatte. Stepney war zwar von der Antwort nicht befriedigt, er-

---

[8]) E. Simonyi, I. S. 259—293. — Thaly, Bercsényi család története III. S. 182. Histoire des Révolutions de Hongrie, II. S. 176, 197. Über die Nagyenyeder Verwüstung siehe Ludwig Dézsi, Franz Pápai Páriz. Budapest, 1899. S. 290.

[9]) Simonyi, II. S. 297 und Miller, I. S. 294.

freulich aber fand er den sechsten Punkt, welcher, neben der Intervention der beiden Seemächte, die Aufständischen zu einer Friedenskonferenz aufforderte. Die beiden Gesandten wünschten diese Konferenz so sehr, daß sie behufs Ermöglichung derselben dem Hofe die Entfernung des deutschen Militärs aus dem Lande zu empfehlen wagten, wie es die Aufständischen gewünscht hatten.[10])

Von dieser Empfehlung verständigten die Gesandten auch Paul Széchenyi, indem sie gleichsam als Gegenleistung baten, daß jetzt schon auch die Aufständischen ihre Vermittlerrolle anerkennen mögen. Indessen fand Stepney bei keiner von beiden Parteien große Geneigtheit zum Frieden und ärgerte sich über die Langsamkeit der Verhandlungen.[11])

Aber endlich brachten einerseits der große Sieg von Hochstädt (13. August) und andrerseits das Ruhebedürfnis der kaiserlichen Truppen die beiden feindlichen Parteien einander näher und anfangs September begann die zweite Gyöngyöser Konferenz. Zwar nicht unter solchen Umständen, wie Stepney und Bruyninx es gewünscht hatten. Die Gesandten hätten nämlich gewünscht, daß die Gyöngyöser Konferenz während des Waffenstillstandes stattgefunden hätte, sie vermochten aber nur soviel zu erreichen, daß der Hof am 12. September die kurzfristige Waffenruhe unterschrieb.

Die Gesandten setzten sich jetzt dafür ein, daß der Kaiser die Waffenruhe bis Mitte Oktober verlängere, worin sie auch mit Erfolg vorgingen, und so konnte die Schemnitzer Verhandlung anfangen, welche die Bedingungen der dauernden Waffenruhe festzustellen berufen war.[12])

In der Schemnitzer Konferenz konnten auch die Gesandten der Seemächte erscheinen. Ohne sie wären die Verhandlungen bald abgebrochen worden. Schon die Frage der den kaiserlichen Kommissären gegebenen Pässe verursachte eine Stockung. Rákóczi sprach in diesem Passe als Fürst, der die Gesandten eines anderen Fürsten zu sich erwartet. Dies mißfiel dem Baron Seilern, der unter den kaiserlichen Kommissären der heftigste Feind der ungarischen Unabhängigkeit war. Auf die Bitte der intervenierenden Gesandten

---

[10]) Simonyi, I. S. 307—328.

[11]) Miller, II. S. 30. Simonyi, I. S. 359.

[12]) Ernst Simonyi, I. S. 391—445. — Thaly: Bercsényi család története III. S. 226. Hist. des Révolutions II. S. 247.

schickte Rákóczi einen anderen Paß, welcher sein fürstliches Selbstgefühl in milderer Form ausdrückte, aber Seilern fand auch an dem noch keinen Gefallen. Er wollte auch gar nicht nach Schemnitz aufbrechen, bis er die Schrift des Bruyninx nicht gesehen, in welcher bestätigt war, daß die kaiserlichen Kommissäre den Paß nur auf die Bitte des holländischen Gesandten annehmen, und daß dessen Annahme nicht auch die Annahme eventuell auftauchender ähnlicher Forderungen bedeute.

Nach der Beseitigung dieses Hindernisses reisten die Kommissäre in Gesellschaft Bruyninx' nach Schemnitz, denn Stepney war damals noch nicht aus dem Lager Marlboroughs zurückgekehrt. Am 20. Oktober reiste Bruyninx nach Vihnje zu Rákóczi und urgierte hier neuerdings die formelle Anerkennung der Intervention der Seemächte. Rákóczi erklärte dem Holländer, treu seiner schon im vergangenen Monate ausgedrückten Ansicht, daß diese Anerkennung von den Ständen abhängt, er als Führer des aufständischen Ungarns sehe die Vermittler der beiden Mächte bei der Waffenstillstandsverhandlung sehr gerne, aber die Friedensverhandlung sei eine spätere Sache, und nur dann werde die Anerkennung in feierlicher Form am Platze sein.

Bruyninx hörte diese Antwort nicht gerne, denn er hatte die Reise in dem Glauben angetreten, daß Rákóczi den Frieden wegen der Veränderung der europäischen Lage begieriger wünschen wird. Er war daher bestrebt, wenigstens den Waffenstillstand zu ermöglichen.

Zuerst mußte man die Mandatsbriefe austauschen. Bruyninx befürchtete eine neuere Stockung. Glücklicherweise brachte er eine Verständigung der beiden Parteien zuwege, derzufolge diese ihre Beglaubigungsbriefe ihm übergeben sollen, ohne daß er verpflichtet wäre, dieselben den Parteien vorzuzeigen. Als diese Klippe umgangen war, kam die Reihe an Bruyninx, daß er durch Vorweisung seines Auftragsbriefes seine Vermittlerrolle vor beiden Parteien rechtfertige. Rákóczis Anhänger hatten einige Bemerkungen gegen den Brief, denn sie bemängelten es, daß Bruyninx nur zu den ungarischen Ständen geschickt sei und nicht zugleich zu Rákóczi, und daß er nur zur Intervention, nicht auch zur Garantie bevollmächtigt sei. Aber sie wollten die Verhandlung jetzt mit Einwendungen nicht aufhalten. Seilern dagegen fand auch den Ausdruck „mediatio“ für zu viel. Nach seiner Ansicht waren die beiden

Seemächte dem Hofe nur in den Verhandlungen zur Hilfe, aber nicht als Vermittler zwischen zwei Parteien gleichen Ranges. Seilern strengte sich vergeblich an; der Erzbischof Széchenyi wies aus den Schriften der vorangegangenen Verhandlungen nach, daß die Kaiserlichen die Mediation der Mächte bereits anerkannt haben. Jetzt, nachdem Rákóczi mittlerweile in die Verlängerung des Waffenstillstandes bis Anfang November eingewilligt hatte, mußte Seilern die Waffenstillstandsbedingungen des Hofes unterbreiten. Die Kommissionäre Rákóczis und Bruyninx' erwarteten, daß der Hof in diesen Bedingungen antworten werde auf die vom 2. September datierten Bemerkungen Rákóczis, welche sich auf die vom Kaiser an den Erzbischof gerichteten Punkte vom 28. August bezogen.

Statt dessen trat Seilern mit neuen Bedingungen hervor, in welchen er von Rákóczi die einfache Überlassung großer Gebiete bat. Bruyninx übergab diese Bedingungen am 25. Oktober den Kommissären Rákóczis; Stepney kam am 27. Oktober in Schemnitz an, aber er sah, daß das Vorgehen Seilerns schon jene Aussicht auf Einigung vernichtet hatte. Stepney bat von Rákóczi vergeblich die Verlängerung des Waffenstillstandes, die Kommissäre des Fürsten wollten auf Seilerns Unterbreitungen gar nicht antworten, sondern forderten den Bescheid der Kaiserlichen auf das Anerbieten vom 2. September. Damit war die Verhandlung zu Ende. Stepney zürnte Seilern, den er ein Werkzeug der Jesuiten nannte, aber er bemängelte auch das Vorgehen der Aufständischen, daß sie auf Seilerns Punkte nicht eingehend geantwortet haben, denn auf Grund dieser Antwort hätten die Vermittler irgend einen Mittelweg finden können. Rákóczi fand indessen nach solchen Präzedentien die weitere Verhandlung zwecklos: nach seiner Ansicht hatte er schon hinreichend Opfer gebracht, indem er seine günstige militärische Situation nicht ausbeutete. Er sah es daher für besser, anstatt der Wortverschwendung sein Heer zur Einnahme Neuhäusels aufbrechen zu lassen.

Stepney hatte die Ungarn in Schemnitz sehr liebgewonnen und verteidigte, in Wien angelangt, mit Wärme das Vorgehen Rákóczis in Schemnitz. Der kaiserliche Hof hatte nämlich das Gerücht verbreitet, daß Rákóczis und Bercsényis persönliche Ambitionen die Schemnitzer Unterhandlungen vereitelt hätten; Stepney wies dagegen nach, daß aller gute Wille an der Schonungslosigkeit Seilerns gescheitert sei. Diese seine Auffassung tat Stepney auch

in seinem, an die englischen diplomatischen Vertreter geschriebenen Rundschreiben kund.

Stepney war mit den Regierungsmaßnahmen des Hofes immer weniger zufrieden. Er bedauerte die Gefangennahme Nikolaus Bethlens; erst im Dezember 1704 las er die Columba Noë, welche der unglückliche Pläneschmied für ihn und seinen holländischen Kollegen bestimmt hatte. Stepney war erstaunt darüber, daß irgend jemand in diesem wohlgemeinten Schriftstück Verrat entdecken konnte; Stepney nennt den Verfasser eher einen Faselhans, als einen Verräter. Das war ein allzu scharfes Wort zur Charakterisierung des Schriftstückes. Stepney würde den Plan Bethlens vielleicht besser gewürdigt haben, wenn er die Kämpfe der Achtzigerjahre des XVII. Jahrhunderts gekannt hätte, wo die Siebenbürger Politik noch die türkische Oberhoheit mit der Anerkennung der Macht des kaiserlichen Hofes zu vereinbaren versuchte. Bethlens Plan ist bloß eine fantastische Fortsetzung dieser Versuche, unter der Einwirkung der Rákóczischen Bewegung und insbesondere der Intervention der Seemächte.

Die englische Regierung lobte den Eifer Stepneys und forderte ihn auf, die Fortsetzung der Unterhandlungen bei Hofe mit dem größten Nachdrucke zu betreiben. Stepney kam in der am 26. Dezember 1704 gehaltenen Ministerkonferenz dieser seiner Instruktion auch nach, und indem er Rákóczi gegen die Angriffe Seilerns verteidigte, beantragte er die Einberufung der neuen Friedenskonferenz.[13]) Der Sieg der Kaiserlichen bei Tyrnau schreckte Stepney vom Urgieren seines Antrages nicht zurück. Er protestierte mit Wort und Schrift gegen jene Auffassung Seilerns, daß der Aufstand nur mit Waffen besiegt werden könne.[14]) Die Anklagen und das

[13]) Simonyi, I. S. 462—616. Sehr eingehend behandelt die Schemnitzer Unterhandlung Thaly, Bercsényi család története, III. S. 243 — 265. Vergl. noch daselbst S. 315 — 317. Siehe noch Histoire des Révolutions de Hongrie. T. II. S. 255. — Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen. Serie I. Bd. VI. Der Verfasser (Gustav Ratzenhofer) sagt: In dem monarchischen England wurde eingesehen, daß der Kaiser so weit gegangen war, als es mit dem Wesen eines Regenten vereinbar war, und daß das Verfahren der Rebellen mindestens allen Regeln der diplomatischen Gepflogenheit widersprach. (S. 189). Der Verfasser nennt seine Quelle nicht, jedoch authentische Daten beweisen, daß die englische Regierung die Auffassung Stepneys gebilligt habe.

[14]) Acsády, Magyarország története I. Lipot és I. József korában, (Geschichte Ungarns zur Zeit Leopold I. und Josef I.) — (Millener, Geschichte VII. S. 577.)

Drängen Stepneys waren für den Hof so unangenehm, daß Prinz Eugen bei Marlborough um die Zurückberufung des Gesandten ansuchte.[15]) Aber er erreichte kein Ziel; die englische Regierung brachte ja vor der Londoner österreichischen Gesandtschaft eine noch viel kühnere Idee in Anregung, als Stepney in Wien. Im Februar 1705 erwähnte man Gallas gegenüber, daß es gut wäre, wenn der Kaiser Siebenbürgen dem Rákóczi übergäbe. Würde die englische Regierung nicht Middlesex einer fremden Macht übergeben? bemerkte hierauf Graf Wratislaw.[16]) Das englische Unterhaus bat um diese Zeit in einer Repräsentation die Königin, sie möge geruhen, den Kaiser mit seinen unter den Waffen stehenden Untertanen auszusöhnen, worauf die Königin antwortete, daß sie ihre diesbezüglichen Bestrebungen mit allem erdenklichen Ernste fortsetzen werde. Die Londoner österreichische Gesandtschaft legte diesen Erklärungen eine große Wichtigkeit bei, und unterließ nicht zu bemerken, daß zahlreiche Schmähschriften die öffentliche Meinung gegen den kaiserlichen Hof aufreizen.[17])

All dieses übte große Wirkung auf den Hof, um so mehr, da es sich alsbald herausstellte, daß der Tyrnauer Sieg keine strategischen Folgen hatte, was die Auffassung Stepneys zu rechtfertigen schien. Ferner durfte die mit solcher Kraft sich kundgebende englische öffentliche Meinung schon deshalb nicht gering geachtet werden, weil Marlborough anfangs 1705 wegen der ungenügenden Hilfe des Deutschen Reiches unzufrieden war und weil auch die finanzielle Lage den Weg der Einigung empfahl. Der Hof hatte wirklich den Frieden mit Ungarn notwendig und benötigte zugleich auch den Schein der Friedensneigung. Darum gab er anfangs 1705 um vieles mehr nach, als vordem.

Auf Stepneys und Bruyninx' Aufforderung blieb der Erzbischof Széchenyi unter den Aufständischen, damit er, wenn nötig, den fallengelassenen Faden schneller aufnehmen könne. In der Konferenz vom 23. Jänner 1705 ging der Hof auf Stepneys Gedanken ein und kehrte auf die 25 Gravaminalpunkte vom Jahre 1704 zurück. Es ist charakteristisch für die Geschäftsführung am Hofe, daß Graf Harrach die 25 Punkte und die darauf bezügliche kaiserliche Reso-

---

[15]) Coxe, Memoirs of Marlborough. London, 1818. Vol. I. S. 382.

[16]) Feldzüge des Pr. Eugen v. Savoyen, Serie I. Bd. VII. S. 25.

[17]) Simonyi, II. S. 29. — Klopp, Fall des Hauses Stuart, VI. 349 und Feldzüge daselbst, S. 27.

lution von Stepney und Bruyninx ausbitten mußte. Stepney und sein Kollege übergaben die Punkte, und die Minister zeigten eine so große Bereitwilligkeit, daß sie, übereinstimmend mit den beiden protestantischen Gesandten, den neuen Bescheid auf die Gravaminalliste feststellten. Nur in einigen Punkten wich die Meinung des Grafen Harrach und seiner Kollegen von den Wünschen der verbündeten Diplomaten ab. Der eine dieser Punkte bezog sich auf die Garantie, welche der Hof nicht annehmen wollte. Aber nach Stepneys Ansicht war auch so der Fortschritt ein großer und der Gesandte berichtete der Regierung mit Freuden, daß der Hof den ersten ernsten Schritt im Interesse des Erfolges der Friedensvermittlung getan habe.[18])

Die Vermittler übersandten auch Rákóczi die Erweiterung des auf die im Juni unterbreiteten Gravaminalliste gegebenen Bescheides mit der Bemerkung, daß diese Punkte gewiß als Grundlage der Unterhandlung annehmbar seien. Stepney und Bruyninx halten es jetzt schon für notwendig, daß Rákóczi die Intervention endlich einmal in feierlicherer Form annehme und daß er sich bezüglich der überschickten Punkte deutlich und präzis äußere.[19])

Die Zuvorkommenheit des Hofes übte auf die Seele Bercsényis eine tiefere Wirkung, als auf diejenige Rákóczis. Gegen Ende März bat Bercsényi Rákóczi, er möge den Franzosen nicht leichthin glauben. „Ich bitte Euer Hochwohlgeboren beim großen Gott", fährt er fort, „warten wir nicht die extremitas in his circumstantiis ab! Es ist so lange besser, als man uns nachgeht. Wenn es möglich ist, bleiben wir auf einer gegliederten Stiege stehen, dann können wir leicht und besser auch höher steigen. Ich nehme Rücksicht auf mein Vaterland, nicht auf mich selbst."[20])

Aber Rákóczi konnte nicht auf der gegliederten Treppe stehen bleiben. Sein Absehen war, die Sicherstellung der ungarischen Verfassung vor 1687, oder ihrer wesentlichen Teile, in den allgemeinen

---

[18]) Széchenyi an Scalvinioni und Pálffy. (Miller, Epistolae, II. S. 133, 135). — Die Mitteilungen Ferdinand Menžiks Tört. Tár. 1897. S. 410—416. Simonyi Ernö II. S. 5—32. — Thaly, Bercsényi család története. III. S. 320 bis 321.

[19]) Histoire des Révolutions de Hongrie. II. S. 291.

[20]) Diese bedeutsamen Zeilen werfen ein Licht auf die vielmal mißverstandene Rolle Bercsényis. Die Bedeutsamkeit derselben hat zuerst Koloman Thaly hervorgehoben. Bercsényi család története. III. S. 334.

europäischen Frieden aufnehmen zu lassen. Einige Geschichtsschreiber heben unter seinen Absichten mit nicht allzugroßem Wohlwollen das Streben nach der siebenbürgischen Fürstenwürde hervor. Als ob er, dieses seines natürlichen Wunsches wegen, der Jagd nach persönlichen Interessen angeklagt werden könnte, er, der, als Sprosse siebenbürgischer Fürsten, auf leichten und reichlichen Gewinn hätte rechnen können, wenn er dem Streben, die alte ungarische Verfassung so sicher zu stellen, wie sie noch seine Väter gekannt und verteidigt haben, entsagt hätte. Die Bewegung, welche die alte ständische Freiheit zugleich mit der siebenbürgischen Fürstenwürde wieder herstellen wollte, war die natürliche Gegenwirkung der am Ende des XVII. Jahrhunderts herrschenden starken zentralisierenden Richtung. Rákóczi nahm den Kampf im klaren Bewußtsein seiner historischen Sendung auf, zwar nicht ohne große Illusionen, aber auch entschlossen, in der Erfüllung seiner Sendung Leben und Güter zu opfern.

Da er seine Zuversicht auf den allgemeinen europäischen Frieden setzte, konnte er nur auf einen solchen Handel eingehen, welcher in jenem Frieden aufgenommen werden konnte. Er konnte aber dies nur von einer unter Garantie der fremden Mächte geschlossenen Vereinbarung erwarten, darum forderte er auch vor allem diese Garantie, und wenn er sich zur Zeit seines Glückes ohne Aussicht auf dieselbe in Verhandlungen einließ, war sein Absehen nicht so sehr der Friedensschluß, als die Unterhandlung selbst aus politischen und militärischen Gründen.

Rákóczi antwortete erst Ende April auf den Brief der Vermittler vom März. „Ich lese und lese den Brief wieder", sagt er, „aber ich sehe, daß Se. Majestät die Garantie nicht zuläßt, ohne dieselbe aber ruht die Grundlage der Unterhandlung auf Sand; es wäre notwendig, dieselbe auf den Felsen der Garantie zu versetzen, wenn wir fest bauen wollen." [21])

Rákóczi deklarierte auch damals noch nicht die Anerkennung der Intervention durch das ganze Land, sondern entschuldigte das Unterbleiben derselben vor den intervenierenden Gesandten in einem zugleich mit dem amtlichen Bescheide geschickten Privatbrief.

---

[21]) Histoire des Révolutions de Hongrie, II. S. 325. Der Brief hat hier kein Datum. Aus Stepneys Bericht wissen wir, daß er Ende April geschrieben wurde (Simonyi II, S. 91—93).

Zugleich bat er von ihnen Reisepässe, um seine Gesandten nach London und in den Haag senden zu können, um für das Wohlwollen der beiden Höfe zu danken. Aber Stepney und Bruyninx redeten Rákóczi von diesem seinen Vorsatze ab, denn sie wußten, daß ihre Höfe die ungarischen Abgesandten ohne Einwilligung des kaiserlichen Hofes nicht empfangen könnten.

Bei alledem war Rákóczi mit Stepney sehr zufrieden und würde es sehr bedauert haben, wenn man ihn zurückberufen und anstatt seiner Lord Paget nach Wien geschickt hätte, wie damals das Gerücht ging. Er machte Stepney auch auf die Unzweckmäßigkeit dieser Ernennung aufmerksam, im Hinblick auf die große Unpopularität Pagets unter den gewesenen Anhängern Thökölys, welche die Verbannung des Kurutzenkönigs ihm zuschrieben.

Das unwahre Gerücht entsprach sehr den Wünschen des Hofes, welcher den Wechsel nicht ungern gesehen hätte, weil er wußte, daß Stepney dem Kaiser gerne auch die Garantie empfehlen möchte, wenn er nicht die Zurückweisung derselben befürchtete. Graf Wratislaw hatte nämlich erklärt, daß die Annahme der Garantie eine Schande sei, welche ein Herrscher keinesfalls hinnehmen könne.[22])

Nach dem Tode Leopolds I. glaubten Stepney und Bruyninx, daß der Weg der Unterhandlung ebener sein werde, da in Schemnitz Rákóczi und Bercsényi mit großer Achtung von Josef sprachen. Aber darin täuschten sie sich gründlich, denn bald darauf erfuhren sie in Wien, daß die Ungarn das Erbrecht Josefs nicht anerkennen, anderenteils aber machte der Hof Versuche, ob es nicht möglich wäre, die Intervention der fremden Mächte durch diejenige des Palatins zu ersetzen. Aber diese Wolken zogen bald vorüber und es stellte sich heraus, daß König Josef die Intervention seiner Verbündeten doch angenommen habe. Rákóczi aber schrieb dem König einen Brief und gelobte ihm Treue für den Fall, daß er die Gravamina des Landes heile.[23])

---

[22]) Simonyi, II. S. 69, 98—102. — Szirmay an den König (Mitt. Höflers Archiv für österreichische Geschichte, Bd. 43, S. 226.) — Noorden, Europäische Geschichte im achtzehnten Jahrhundert, 1874 Abt. I, Bd. II. S. 140.

[23]) Diese Dinge behandelt eingehend Thaly, Bercsényi család története III. S. 364—366. — Ernst Simonyi, II, S. 74, 144—152. Bericht Jeszenszkys im Archiv für österreichische Geschichte. Bd. 43, S. 234.

Endlich am 3. Juli nahm Rákóczi nicht nur in seinem eigenen, sondern auch im Namen der unter den Waffen stehenden ungarischen Stände die Intervention der beiden Seemächte an, gestützt auf das schon im Frühlinge erbetene Gutachten der Komitate.[24])

Obgleich Rákóczi sich auf den Erfolg der Unterhandlung nicht sehr verließ und obgleich er noch immer urgierte, daß, wenn die Reihe an die Garantie käme, die Könige von Schweden und Polen sich den beiden Mächten anschließen möchten, mußte er doch anerkennen, daß die Mitwirkung derselben sein Ansehen schon bis jetzt in großem Maße gehoben habe. „Denn", so schreibt er seinem Stiefvater, „durch ihre Operation habe ich meine Sache so weit gebracht, daß der Wiener Hof mit mir ein ähnliches Kartell hinsichtlich der Freilassung der Gefangenen iniiert hat, wie mit anderen christlichen Königen und Fürsten."[25]) Rákóczi dankte daher mit Recht in seinem am 3. Juli an die Königin Anna geschriebenen Briefe, auch im Namen der ungarischen Nation, für die angebotene Intervention und bat zugleich um ihre fernere Unterstützung zur Durchsetzung seiner Forderungen. Die englische Regierung anerkannte die Gerechtigkeit aller Forderungen Rákóczis, nur eben in der Frage der Königswahl und der Entfernung des deutschen Militärs wich sie von der ungarischen Auffassung ab. Aber Lord Sunderland, welchen Königin Anna als außerordentlichen Gesandten im Juni 1705 behufs Urgierung der Verhandlungen nach Wien geschickt hatte, äußerte sich auch in der Frage der Entfernung des Militärs zu Gunsten Rákóczis.[26])

Die Entsendung dieser außerordentlichen Gesandtschaft berührte den Hof unangenehm, besonders weil die Wahl auf Sunderland gefallen war, über dessen Ansichten abenteuerliche Gerüchte umgingen. Das Torykabinett war nämlich damals genötigt, sich den Whigs anzunähern und, um ihnen gefällig zu sein, betraute es mit der Wiener Sendung Sunderland, den die Whigs selbst für einen hitzigen und zu extremen Ansichten hinneigenden Parteimann hielten. Wratislaw befürchtete, daß Sunderland, vereint mit Stepney, in

---

[24]) Menžik teilt im Történelmi Tár, 1897, S. 418, Rákóczis Brief vom 24. April an die Komitate mit. Rákóczis formelle Anerkennung siehe Histoire des Rév. de Hongrie. III. S. 35.

[25]) Thaly, Archivum Rákoczianum. I. Serie S. 375.

[26]) Simonyi Ernö, II. 174, Acsádis angef. Werk 613 und Feldzüge S. I. Bd. VII. S. 30–31.

gewisser Form auf die Begründung der ungarischen Republik hinarbeiten werde.[27])

Sunderland war noch nicht in Wien angekommen, als Stepney und Hamel-Bruyninx im Namen des Königs Josef Széchenyis Kommissäre davon benachrichtigten, daß Se. Majestät an die friedlichen Absichten der Aufständischen glauben werde, wenn sie im vorhinein erklären, daß sie sein Erbfolgerecht nicht angreifen werden, daß sie die Wiederherstellung der Klausel des Königs Andreas nicht wünschen werden und daß sie die Frage der Garantie nicht an die erste Stelle setzen, sondern sie bis zur Friedensunterhandlung zurückstellen werden.[28]) Diese drei Punkte waren auf Betreiben der Vermittler schon im Monat August auf zwei herabgeschmolzen. Damals entsagte nämlich der Hof der auf die Garantie bezüglichen Forderung und wünschte nur hinsichtlich der beiden anderen Punkte die vorangängige Äußerung.

Aber die Vermittler erklärten, daß es eine reine Zeitverschwendung sein würde, von den Aufständischen eine solche Äußerung zu verlangen. Sinzendorf benachrichtigte hierauf am 28. August den englischen und holländischen Gesandten, daß Josef den Ort der Friedenskonferenz designiert habe, auch seine Kommissäre ernennen werde, daß er aber noch immer an der beide Punkte umfassenden vorangängigen Äußerung festhalte, obgleich er auch hinsichtlich derselben den Vorschlag der Vermittler anzuhören geneigt wäre.

Stepney und Bruyninx, welche jetzt auch von den zwei außerordentlichen Gesandten Sunderland und Rechtern unterstützt wurden, stellten eine Formel fest, mit welcher ihrer Ansicht nach sowohl der Hof als auch die Ungarn zufrieden sein konnten. Aber Sinzendorf war ein Gegner der Formeln und forderte die entschiedene Anerkennung des Erbfolgerechtes. Indessen durfte er auch die Friedensunterhandlungen nicht zurückweisen. Er bat daher die Vermittler, daß sie zur Széchenyer Versammlung reisen und dort die Ungarn für die Anerkennung der Erbfolge gewinnen möchten. Die Gesandten nahmen das Anerbieten an, aber baten die Erlaubnis

---

[27]) Stanhope, The Reign of Queen Anne I. S. 195 und 229; ferner bei Coxe l. c. S 472—475. Übrigens widerlegt auch diese Sendung Sunderlands jene Ansicht Stanhopes, daß nach der Tyrnauer Schlacht der ungarische Aufstand seine europäische Bedeutung beinahe verloren habe.

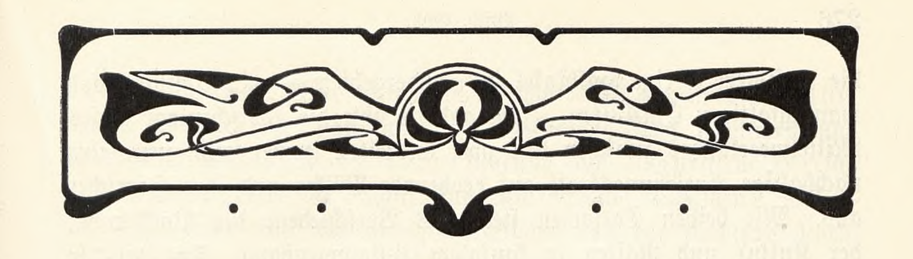
[28]) Höflers Mitt. im Archiv f. österr. Geschichte. Bd. 43, S. 246.

dazu, in der Versammlung den Ungarn die Wiederherstellung ihrer Rechte und Freiheiten zu versprechen und gleichsam als Gegenleistung für das Versprechen, von ihnen die vorangängige Anerkennung der Erbfolge zu erbitten.[29]) Sinzendorf war damit zufrieden, die Gesandten kündigten ihr Vorhaben dem Fürsten auch an, welcher sie mit Freuden erwartete, aber die Reise unterblieb dennoch, als die Vermittler einsahen, daß sie damit nichts erreichen. Denn der Beginn der Verhandlung hing nicht allein von der vorangängigen Äußerung ab. Rákóczi verlangte für die Zeit der Verhandlung allgemeinen Waffenstillstand, Sinzendorf hingegen widersetzte sich dem, weil er die Entsetzung Großwardeins nicht verzögern wollte und das Vordringen der Kaiserlichen gegen Siebenbürgen wünschte.

[29]) Josefs Brief, 1705. 21. August. (Feldzüge, S. I. Bd. VII. S. 535.) — Ernst Simonyi, II. S. 429—437, 506—507. Hist. des Rév. III. S. 13, 17.

(Schluß folgt.)





Lösungen der wechselnden orientalischen Frage auf bulgarischen Kampfstätten.

Von **Wilh. Götz**, München.

In endloser Aufeinanderfolge lösen sich seit mehr als zweieinhalb Jahrtausenden in der Balkanhalbinsel blutige Kämpfe einander ab: Raub- und Verheerungszüge, lokalisierte und allgemeinere Kriege, Aufstände im großen und im kleinen, Fehden und politische Morde. Von der Zeit an, in welcher schwere Stammesfehden der Thrakier und Illyrer die nördlichen Landschaften röteten und Eifersuchtskriege die hellenischen Kleinstaaten im Süden auseinanderhielten, bis zu den häßlichen Putschen der heutigen mazedonischen „Komitatschi" sehen wir nur ausnahmsweise und auf kürzere Jahresreihen Landfrieden im Gesamtgebiete walten. Auch dies bewirkten nur die Machtmittel von Regierungen, welche zugleich die Kräfte auswärtigen Länderbesitzes verwenden konnten. Der Nachweis für diesen historischen Charakterzug der Halbinsel läßt sich im einzelnen und für sämtliche größere Gebietsteile allerdings erst aus den Jahrhunderten erbringen, welche vom Lichte geschichtlicher Darstellung deutlicher erhellt sind, was zusammenfällt mit dem vollständigeren Durchdringen einer höheren staatlichen Kultur. Dies aber fand für das Ganze nicht früher statt, als seit der geistigen Durchleuchtung des Landes durch die Kraft der neuen Kapitale des römischen Gesamtreiches, nämlich der Stadt Constantins.

Die Hauptgründe nun für die friedlose Vergangenheit und Gegenwart sind bekanntlich sowohl geographischer als ethnographischer Art. Vor allem zerteilen die vielen Bodenerhebungszüge nicht nur Griechenland, wie man dies uns in der Schule lehrt, sondern auch

die massigere übrige Halbinsel in Sondergebiete — ein Umstand von mannigfaltigen Einflüssen. Zum andern übte die Zwischenlage dieses Mittelmeerlandes zwischen den zwei Erdteilen immer aufs neue eine nachhaltige Anziehungskraft auf erobernde Völker und ihre Herrscher aus. Mit beiden Tatsachen steht das Verschiedene des Volkstums, der Kultur und Rassen in kausalem Zusammenhang. Aus dem so oft erfolgten Auftreten und Besitzergreifen von Völkern aber, welche, von anderer Herkunft als die bereits seßhaft gewordenen, neu ins Land eindrangen, ergaben sich die meisten und andauerndsten Kämpfe. Man gedenke der Goten, Kroaten, Slowenen, Avaren, Petschenegen, Bulgaren, Russen, Türken (auch der Abendländer von 1204)! Jedoch angesichts all der blutigen Akte seit der Formierung des oströmischen Staates (395) nehmen wir auffallend selten einen tief einschneidenden Schlag des Schwertes wahr, welcher andauernde gewichtige Feststellungen für die Herrschaft über das Ganze oder dessen größte Teile gebracht hätte.

Die „orientalische Frage" bekam im Laufe dieser Zeiten einen sehr verschiedenen Inhalt. Doch läßt sich letzterer für die verschiedenen Fälle dahin zusammenfassen: Soll die Herrschaft über die Halbinsel einer einzelnen ihrer politischen Mächte zustehen? wenn ja, welcher? Sie wurde nur dreimal mit einem auf Jahrhunderte hinaus wirkenden Erfolge beantwortet, und zwar fast ausschließlich in der Osthälfte, auf bulgarischem Boden.

1. Der Bestand des oströmischen Kaisertums war es zuerst, welcher für Europa hinfällig werden sollte; dessen Ersetzung für die gesamte Halbinsel durch die slawisierte Bulgarenmacht schien im 10. Jahrhundert verwirklicht zu werden. In der Herbeiführung eines vollen Umschlages in dieser Hinsicht bestand 1014—1018 die erste Lösung der aufgeworfenen Hauptfrage.

Bekanntlich verdrängten die Bulgaren, zuerst als friedliche Hirtenbevölkerung vor 700 n. Chr. im oberen Strumagebiet von Kaiser Justinian II. angesiedelt, von etwa 750 an in zahlreichen Verheerungszügen die kaiserliche Regierung aus dem Nordosten und der Mitte der Halbinsel; Konstantinopel zitterte wiederholt vor ihnen, wie nachher vor den Türken. Freilich waren hiefür so manche ausgiebige Zuzüge von Volksgenossen aus dem heutigen Rumänien und Bessarabien notwendig. Aber jedenfalls sank die bulgarische Wagschale mehr und mehr gegenüber jener der Romäer, obgleich auch

das halbzivilisierte Erobervolk viele schwere Menschenverluste erlitt. Sollte es auch die Hauptstadt am Goldenen Horn gewinnen und durch überlegene Kraft der Waffenführung und unbestrittene Herrschgewalt seiner Zaren die byzantinische Kulturmacht beseitigen? Sicherlich hätte dann auch der griechische Süden und der slawische Nordwesten sich beugen müssen, und als slawisch gewordener Staat wäre die Halbinsel in das Zeitalter der Kreuzzüge eingetreten! (Mit dem klaren Gepräge dieser Nationalität um so mehr, als damals die Hauptgebiete Griechenlands außerhalb der Städte von einer sich selbst regierenden slawischen Bevölkerung bewohnt wurden. Es war eine Wendung zu Gunsten unserer Kultur, daß diese nahe Entwicklung mit allen sich anschließenden Folgen unterblieb und der Geltung des romäischen Lebens, dessen gräuliche Schatten wir gleichwohl nicht übersehen, noch weitere Jahrhunderte beschieden wurden. Wie vollzog sich diese Wendung?

Am goldenen Horn hatte, wie es so oft an dem Hofe geschah, wo Blendung und Eunuchen zuerst in Europa heimisch waren, ein willensstarker Führer durch Untreue und Gewalttat den Thron in Besitz genommen: es war der durch Kriegstaten wie durch heilsame gesetzgeberische Eingriffe sozial- und wirtschaftspolitischer Art merkwürdige Basilius II. (976—1025). Er verfolgte es mit größter Ausdauer als eine Lebensaufgabe, die Existenz des Kaiserstaates gegenüber den streitbaren Bulgaren dauernd zu sichern. Dies gelang ihm durch die endliche volle Unterwerfung des zähen Volkes, dessen Zahl er empfindlich geschwächt hatte. Der Erfolg war so nachhaltig, daß die Bulgaren trotz einer späteren erneuten Losreißung vom Romäerreiche im 13. Jahrhundert es zu keiner gefestigten Macht mehr zu bringen vermochten.

Bei dem zähen Ringen beider Gegner vor und nach dem Beginn des 11. Jahrhunderts war ein bestimmter, schwerer Schlag im Felde, von welchem der entschiedene Niedergang, ja das Aufhören siegbringenden Machtbewußtseins des Bulgarenvolkes wesentlich herbeigeführt wurde. Doch geschah dies nicht durch eine Feldschlacht, sondern durch einen blutigen Kampf um eine befestigte Paßstraße, sowie die daran sich anschließenden nächsten Ereignisse. Schon vorher freilich hatte der lange Krieg den tüchtigen Bulgarenzar Samuel (983—1014) veranlaßt, sich mit zahlreicher Städte- und Burgenbefestigung der zunehmenden militärischen Vorteile seines immer gefähr-

licher gewordenen Gegners erwehren zu wollen. Im Jahre 1014 aber sollte ihm ein Angriff auf das kaiserliche Thessalonich zu einem Ersatze für erlittene Gebietsverluste verhelfen, weshalb Basilius sein Heer über Philippopel nach dem südlichen Mazedonien herauszuführen begann. An einer nur unbestimmt bezeichneten Verengerung des Weges, auf welchem der Kaiser schon bei mehreren vorhergegangenen Feldzügen nach dem Westen gezogen war, verlegte Samuel den Zugang durch einen mauerähnlichen Wall samt Graben, so daß sein Heer wiederholte Sturmangriffe abwehren konnte. Die Verlegenheit des Kaisers hob ein Unterführer mit seinem Heeresteil durch eine südliche Umgehung, nach welcher dieser Truppenkörper mit großem Geschrei auf die überraschte Paßbesatzung aus Süden oder Westen von der Höhe herabstürmte. Nur geringen Widerstand leisteten die Bulgaren; eine Panik erfaßte auch ihre auf der westlichen oder südlichen Seite des Passes versammelten Scharen, und massenhaft fielen Gefangene in die Hand des Siegers.

Nach den kurzen Sach- und Ortsangaben, welch letztere trotz der vorgebrachten Namen für heute nur Unbestimmtes enthalten, wird es uns höchst wahrscheinlich, daß der Naturweg, welcher westlich von Samakov zum Strumatale oder nach Dubniza hinüberführt, vor allen andern Passagen hier in Betracht komme. Wir bedürfen einer Enge, deren Schmalheit eine Quervermauerung oder doch überaus feste Abschließung tunlich macht; auf sie muß eine geräumige oder doch ausreichend flache Landschaft folgen, um das Heer der Bulgaren lagern zu lassen. Desgleichen ist eine Bergmasse an der Südseite nötig, welche eine ausgedehntere (mehrtägige) Umgehung durch die Kaiserlichen verdeckte. Dies alles trifft ohne Umdeutung an bezeichneter Klissura zu. Der umgangene „Berg" führt bei dem maßgebenden Chronisten für das 11. Jahrhundert, Kedrenos[1]), den Namen Balathista. Vertauscht man diese byzantinische Angabe mit der slawischen Benennung Beltschaniza, so hat man den Gipfelnamen jenes lichtbewaldeten und mit Weidestrichen bedeckten Rückens vor sich, welcher eine nördliche Vorstufe der gewaltig emporstarrenden Kämme der wandähnlich abfallenden Hochbastionen des Rilagebirges

---

[1]) Georgios der Kedrener war freilich kein Forscher, sondern nur ein Kompilator, mit leicht faßlicher Darstellungsweise. Ein strenges Haften an seinen einzelnen Ausdrücken läßt sich daher nicht rechtfertigen; sonst müßte man hier eine Umgehung des Rilagebirges im Süden annehmen, was aber aus einer Reihe von Gründen abzulehnen wäre.

bildet. Dieselbe vermochten wir vom Gipfel des Vitosch aus in deutlichem Unterschied der Färbung leicht zu unterscheiden.[2])

Die Katastrophe des einen Heeres der Bulgaren entschied allerdings nicht allein den Völkerstreit auf die Dauer. Es trat aber zu derselben alsbald jene berüchtigteste aller Untaten byzantinischer Machthaber, welche in der Blendung von 15.000 gefangenen Bulgaren bestand, deren je 100 von einem noch einäugig gelassenen Gefährten zum Zaren Samuel nach Prilep westlich des Vardar gesandt wurden. Diese Greueltat des „Bulgarentöters" erschütterte den volkstreuen Fürsten derart, daß er nach einigen Tagen starb. Mit ihm sank die kräftige, widerstandsfähige Hand darnieder, welche allein dem Bulgarenvolk einige kriegerische Ebenbürtigkeit damals sichern konnte. Zugleich bezeugte die von Basilius verübte Handlung, wie sehr sein Machtbewußtsein herangereift war, so daß er sich gegen diesen Feind alles zu erlauben wagte. Die Entmutigung und Entzweiung des bulgarischen Volkes war die nächste, dessen volle Unterwerfung unter den Kaiser die weitere Folge (bis 1018). So brachte jene Kampfstätte vom 29. Juli 1014 den dies nefastus, an welchem die Streitfrage, ob die Halbinsel bulgarisch oder byzantinisch sein solle, entschieden ward, da „der glorreiche Basilius dem Walten jenes Volkes ein Ende machte", wie Tsetzes um 1180 schreibt. Wenn auch nachher neue Bulgarenstaaten sich selbständig machten, so fehlte ihnen trotz der großen Ausdehnung des einen derselben doch die bedrohliche Energie und Nachhaltigkeit, welche im 10. Jahrhundert gegen Byzanz wirksam war.

2. Erst Ende des 14. Jahrhunderts wurde die Frage über die Beherrschung der Halbinsel in einem anderen Sinne gestellt, um wiederum auf bulgarischem Volksgebiete ihre endgültige Erledigung auf lange Zeit zu finden. Allerdings war den Osmanen schon durch den großen Sieg auf dem Amselfelde 1389 die Entscheidung inner-

---

[2]) Es wäre zwar durch seine Enge und eine Lagerfläche dahinter auch der Flußdurchbruch südlich von Dubniza nicht ungeeignet; doch fehlt ihm der südliche Umgehungsberg. Daß aber das damalige erste Hauptziel des Marsches, Strumica, in beträchtlichem Abstande lag, geht mittelbar auch aus der Lage der offenbar in größerem Abstande sowohl von dieser Stadt als auch von dem Kampfplatze entfernten Bulgarenfestung Matschuk hervor, deren nachfolgende Eroberung berichtet wird. — Für die von uns vertretene Klissura spricht wohl auch deren größere Entfernung vom damaligen Aufentshaltsorte Samuels. Denn je weiter dieselbe, umso erklärlicher wird es, daß er von der Untat des Basilius erst dann erfuhr, als die grausam Verstümmelten zu ihm herankamen.

halb der kriegerischen Mächte der Halbinsel gelungen. Allein sie mußten die Berechtigung ihrer Erobererherrschaft auch noch gegenüber den mitteleuropäischen Nachbarn erweisen. Das endende Jahrhundert führte sie deshalb 1396 auf das Schlachtfeld von Nikopoli und das Jahr 1444 auf jenes bei Varna.

Außer den höhenumrandeten Senkungen und Talmulden, wie zum Beispiel dem Amselfelde, gewährt nur das ausgedehnte Donaubulgarien reichlich Raum für rasche Heeresbewegungen und Feldschlachten. Die damaligen Reiterscharen hatten an den weiten, sanftwelligen Flächen der „Bulgarischen Platte" einen erwünschten Boden, wenn letztere auch von scharf eingerissenen Tälern, zum Teil mit breiter, nasser Sohle versehen, in viele Tafeln verschiedener Ausdehnung zerlegt wird. Da man die Kriege jener Zeit hauptsächlich mit berittenen Kämpfern führte, jedenfalls solche die maßgebende Waffengattung bildeten, größtenteils auch noch nach den Hussitenkriegen, mußte so sich dieses bulgarische Flachgebiet zum Austrag empfehlen. Dies um so mehr, wenn die Streitfrage von jenseits der Donau hier aufgeworfen wurde, wenn Ungarn und die Walachen vorgingen, um die Türkenmacht in deren eigenem Bereich zu zerbrechen. Zunächst versuchte der Ungarnkönig und spätere Kaiser Sigismund durch einen als Kreuzzug inszenierten Angriff zum Ziele zu kommen. Eine sehr stattliche Beteiligung der französisch-burgundischen Ritterschaft, starker deutscher Zuzug und eine walachische Hilfstruppe, auch der versprochene Beistand des Kaisers Manuel und venetianische Schiffe sollten ausreichen, um am Marmarameere schließlich die Sache zu Ende zu führen. Mit 60.000 Mann ging Sigismund über den Grenzstrom, nach unserer Auffassung bei Turnseverin, da die erste Waffenanwendung gegen Widin geschah. Über das alsbald erstürmte Rahova bewegte man sich gegen Nikopolis. Zwölf bis fünfzehn Tage vergingen, bis die Schlacht geschlagen ward, welche den Namen dieser Stadt trägt. War aber diese in den Schlachtberichten wirklich gemeint?

Es wurde von sehr beachtenswerten Stimmen (unter ihnen auch Jireček) verneint, daß die Walstatt jenes Jahres sich unweit der Donaustadt befinde. Man habe vielmehr bei dem alten Nikopolis „ad Istros", d. h. ad Jatram, den Ort dieser Entscheidung zu suchen, also nördlich der vormaligen Bulgarenhauptstadt Tirnowa, dieses reizvollen Platzes, welcher von den Ufern einer Doppelschleife der Jantra so einzigartig malerisch unterhalb krönender Felszinnen ansteigt.

Nikup, meist bessere Bauernanwesen mit der charakteristischen Verteilung von getrennten Haupt- und Nebenbaulichkeiten innerhalb der umzäunenden Hecke, läßt an verschiedenen Häusern noch Hinweise auf die einstige reiche Stadt mit ihren Skulptur- und Architekturarbeiten erkennen, da plastisch bearbeitete Steine in Mauern und an Hausbrunnen hier ebenso Verwendung fanden, als etwa die erratischen Blöcke unserer Moränenlandschaften in Ecksteinen und Trögen der Weiler und Gehöfte. Auch in Tirnowa sind bessere Reste aus den einstigen Trümmern des nahen Nikopolis zum Gedächtnis aufgestellt, nachdem ja lange Jahrhunderte hindurch das Bewußtsein von der Blüte einer Stadt jenes Namens erloschen war. Schon inmitten der Völkerwanderung wurde sie zerbrochen; dann verschleppte man schrittweise ihre Trümmer, wie bei uns die Bauern die romantischen Restzeugnisse des Rittertums, die landschaftlich und historisch wertvollsten Ruinen, völlig vernichten dürfen, einer sachwidrigen Auffassung unserer Rechtsgelehrten über das Eigentum von Grund und Boden entsprechend.

Wie eignete sich nun die dortige Gegend für die Schlacht von 1396, in welcher man den Kampf fast nur mit Reiterei und auf christlicher Seite mit drei in beträchtlichem Abstande hintereinander stehenden Treffen durchführte?

Nikup liegt auf der sanft gewellten Höhe, zu welcher man von dem breiten Talgrunde der Jantra nach Westen und von dem gleichfalls stattlichen, aber minder nassen Boden des Rusizatales nordwärts ziemlich rasch um etwa 100 Meter ansteigt, worauf sich in letzterer Richtung jenseits der von Bäumen mäßig überschatteten Gehöfte von Nikup eine beträchliche Flachwölbung zeigt. Der Boden aber dient, wie zumeist auf der Bulgarischen Platte, vorwaltend steppenverwandter Weide, aber auch mannigfach verteilten Weizen- und Maisfeldern neben spärlichen Grünpflanzungen. Vereinzelte Gruppen von Bäumchen und lichte Buchenwaldparzellen mindern das Einförmige des Anblicks, wie sich auch eine größere Walddecke zur linken oder im Westen ausdehnt. An Wasser im Boden fehlt es nicht, was so und so oft Pfützen und die auch innerhalb des Weidebodens sichtbaren Galgenbrunnen anzeigen. Da diese Gegend, wie das ländliche Donaubulgarien überhaupt sich noch immer arm an Besiedlung erweist — nur durch die zahlreichen kleineren Städte von 5—20.000 Einwohnern kommt es zu der beträchtlichen Zahl der Gesamtbevölkerung — so wird bei dem ausgeprägten Konservatismus des bulga-

rischen Landvolks der Schluß berechtigt sein, daß das Aussehen der Umgebung von Nikup um 1400 dem heutigen überaus ähnlich war. Jedenfalls blieb der Einfluß der türkischen Regierung auf das Dorfleben und die ländliche Arbeit in Nordbulgarien anhaltend sehr gering.

Die Örtlichkeit war im Norden für den Verlauf der Schlacht günstig, insofern dieselbe Raum bot, daß zuerst die türkischen Geschwader auseinandergesprengt werden und dann sich seitlich wieder sammeln konnten, daß der Sultan hinter einer Höhe mit seinen Kerntruppen ungesehen blieb, um gegen die geringe Masse der vorstürmenden siegreichen Ritter des französisch-burgundischen Treffens überraschend vorzugehen, wie auch der Serbenfürst mit seinem Heerkörper einen gesonderten Flügel bilden und, als der Kampf durch die wiedergesammelten Türkenabteilungen und die erwähnten Reserven des Sultans zum Stehen gebracht war, gegenüber dem herangekommenen zweiten Treffen Sigismunds, seitwärts eingreifend entscheiden konnte. Für die Gegend nördlich von Nikup sich zu erklären, wird dem Besucher leichter, wenn er die Umgebung von Nikopoli an der Donau begangen hat, weshalb sich auch Verfasser in früheren Bemerkungen (Reiseschilderung in der Beilage der Allgem. Zeitung 1900, Nr. 39) an Jireček anschloß. Wie aber ist jene Donaunachbarschaft gestaltet?

Wir sehen zunächst auf die Mündung der Osma, welche vom Zentralbalkan in stark wechselnden Richtungen sehr energisch ihren Talweg herstellt und in sumpfiger Strecke zwischen jähen, namentlich an der Ostseite hohen Wänden zu Ende führt. Östlich davon durchschneidet die Donaurandhöhe in einem Abstande von 4—5 km der etwa ebensolange südnördliche Bach von Nikopoli. In einem Schluchttälchen eilt er heran, dessen Hänge da und dort Weinpflanzungen tragen, während sich erst nahe dem Strome seitlich so viel verwendbarer Raum findet, daß längs des Wässerchens ein Teil der Stadt zu stande kommen konnte; jedoch die größere Zahl heutiger Anwesen breitet sich nächst der Donau aus. Bis 1878 freilich fand man das wohlhabendere Türkenquartier auf der Höhe oben, nämlich westsüdwestlich von der Donauuferstadt: es war die eigentliche, alte Festung des 19. Jahrhunderts. Von ihr zeugen noch einzelne feste Gewölbe, desgleichen die Tore und der stattliche Graben, während die Häuserreihen abgetragen sind, und nur Bäume der einzelnen Anwesenshöfe sowie zahlreiche Gruben derer, welche seit 1882 nach verborgenen Geldsummen nicht stets erfolglos forschten, einen verhältnismäßig behaglichen Zustand der bis 1878 herrschenden Rasse

andeuten. Aber weder von hier aus noch drüben auf der Osthöhe, wo der Überrest eines damaligen Forts mit dem weißen Denkstein des Generals Krüdener ausgezeichnet ist, gewahrt man in der südlichen Stadtnähe eine Anschwellung auf der sich anschließenden Tafel. Unmittelbar von der Denksteinhöhe aus führt eine seichte, scharfe Furche südöstlich nahe an eines der Dörfer, hinter welchem ein zum Nikopolbache paralleles Tälchen, etwa 4—5 km von ihm entfernt, längs eines Steilabfalls zur Donau kommt. Es leuchtet ein, daß in diesem Bereich der Sultan mit seinen Reitermassen keinen Offensivstoß zu führen anstrebte, zumal noch zu jedem der drei bewässerten Schluchttäler seitlich manche Quereinrisse führen, welche man hätte kreuzen müssen. Erst in einiger Ferne sieht man, wohl zehn Kilometer vom Festungsquartiere, langsam und bereits in matter Färbung eine Bodenwelle sich heben, hinter welcher die Heeresabteilung Bajasids ihres Augenblicks gewartet haben mag. Dort, jenseits einer sanften Quermulde, wird auch das Gelände breiter von Ost nach West. Daher stellte sich das Christenheer, um von seitlichen Randabfällen größeren Abstand zu haben, in drei hintereinander abstehenden Treffen auf, während der Sultan weiter südlich seine Spahigeschwader — sein Heer war gewiß 80.000 Mann stark und hatte wenig Fußtruppen — auch mehr nach der Breite entfalten konnte. Sie wurden allerdings deshalb auch leichter von dem tapfern Ungestüm der französischen Ritter und Reisigen, obwohl diese vor ihren Pferden zu Fuß anstürmten, durchbrochen und zur Flucht gewendet.

(Schluß folgt.)





Die deutsche Liedweise.

Eine Studie über die Forschungsergebnisse von Prof. Dr. Heinrich Rietsch.

Von **Prof. Dr. Franz Marschner.**

Aus der Vorlesung „Einführung in die Melodik des deutschen Liedes", die H. Rietsch im Wintersemester 1901/02 an der Prager Universität hielt, ging das neuerschienene Werk „Die deutsche Liedweise" (Wien und Leipzig, 1904, Karl Fromme) hervor, in welchem zum ersten Mal der Versuch unternommen wird, die Gesetzlichkeit der Tonfolge auf diesem Gebiete klarzulegen und sie der Behandlung der rhythmischen Seite der Melodik ebenbürtig zu gestalten. Die Arbeit ist ohne Frage eine überaus bedeutsame und verdienstliche, so zwar, daß die künftige Forschung auf diesem Felde von Rechts wegen immer wieder auf diesen ersten großen Versuch einer Grundlegung wird zurückkommen müssen. Es wäre unmöglich bei der Fülle neuer Gesichtspunkte, welche diese wissenschaftliche Leistung gibt, durch eine kurze Inhaltsangabe dem Geiste des Ganzen, sowie den vielen bemerkenswerten Einzelnheiten auch nur einigermaßen gerecht zu werden, geschweige denn, daß eine entsprechende Kritik an solcher Stelle Platz greifen könnte. Wohl aber erscheint es im Interesse der Sache selbst dringend nötig, jene Hauptmomente einer Beurteilung zu unterziehen, die bei dem Standpunkte des Verfassers den Widerspruch nicht etwa bloß von formal ästhetischer oder historischer Seite herauszufordern geeignet sind. Wie in seiner früheren Schrift „Die Tonkunst in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts", zeigt sich auch in diesem Werke H. Rietsch als begeisterter Vorkämpfer der neuen Richtung. Er sucht der musikalischen Jugend von heute als Theoretiker

die innere Berechtigung vermittels wissenschaftlicher Forschung zu sichern, nicht ohne zu verraten, daß ihm die Hervorbringungen der Gegenwart mindestens vom technischen Gesichtspunkte aus als höherwertig erscheinen, denn die der Vergangenheit. Nun ist es gewiß nur aufrichtig zu begrüßen, wenn Forscher von besonderer Begabung wie R. Muther für die bildende Kunst und H. Rietsch für die Tonkunst, dem Leben der Gegenwart volles Verständnis entgegenbringend, deren Recht mit den Waffen der Wissenschaft zu behaupten unternehmen. Sowie es aber den unbefangenen Beobachter bedenklich stimmen dürfte, wenn der erstgenannte Forscher in Velasquez den größten aller Maler sieht, so wird man sich auch nicht verhehlen können, daß die Aufstellungen unseres Vertreters der Musikwissenschaft durch den gekennzeichneten Standpunkt bedingt sind; daß sowohl historisch als systematisch sich in ihnen Einseitigkeiten geltend machen, die eine Richtigstellung wünschen lassen. Hiezu kommt noch ein zweiter Umstand. Es scheint, daß dem hervorragenden Ästhetiker, was das theoretische Rüstzeug anbelangt, sowohl nach Seite des Harmonischen wie des Rhythmischen die Forderung der Zeitgemäßheit nicht in gleicher Weise lebendig geworden, wie sie seine Empfindung und die Analyse der Werke zum Ausdruck bringt. So erscheint denn der erste Teil, das Rhythmische umfassend, sowie in dem Abschnitt über die Tonfolge alles die Harmonie Betreffende den Errungenschaften der Gegenwart nicht in wünschenswertem Maße zu entsprechen.

Man kann heute derartige Probleme nur dann mit vollem Rechte und Erfolge behandeln, wenn man sich mit den Forschungen Westphals und Riemanns auseinandergesetzt hat. Mit flüchtigen Nebenbemerkungen lassen sich diese beiden nicht abtun. Wenngleich R. Westphal darin irrte, daß er der Musiktheorie die antike poetische Rhythmik zu Grunde legen wollte, so verdanken wir doch ihm einzig und allein die Einsicht, daß nur auf den Zählzeiten — die anders geartete Benennung ändert die Sache nicht — als den für die unmittelbare Beobachtung einzig gegebenen rhythmischen Elementen sich der musikalische Periodenbau in rein rhythmischer Beziehung erfassen und darstellen läßt. Dadurch ist auch die einzige Handhabe gegeben, trotz des unglaublichen Wirrwars, den die Notierungen unserer Meisterwerke in Bezug auf Taktverhältnisse geschaffen (indem bald wie in Scherzis eine Zählzeit einem Takt entspricht, bald mehr als zwei und drei in einem Takte sich finden), Ordnung zu schaffen, das einheitliche Maß zu finden und Folgerichtigkeit zu erzielen. Mit der herkömm-

lichen Formenlehre kömmt man schon deswegen nicht aus, weil sie in völliger Unkenntnis dieser Verhältnisse die unverrückbare feste Ordnung des rein Rhythmischen unaufhörlich verwechselt mit der höheren, motivisch thematischen Gesetzlichkeit, der allerdings nicht jene Elemente unmittelbar, sondern deren Zusammenfassung zu je zweien oder dreien in einfachen echten Takten zu Grunde liegt. Erst auf diesem Wege läßt sich der prinzipielle Tadel würdigen, den Rietsch mit Spitta über den Anfang des „Gaudeamus igitur" ausspricht, indem er „eine solche Wiederholung zu Beginn des Liedes" als „psychologisch und ästhetisch unangebracht" bezeichnet. In solcher Allgemeinheit würde sich dieser Vorwurf beispielsweise auch auf den Anfang des Haydnischen Kaiserliedes beziehen lassen. Jeder Urteilsfähige wird aber den letzteren Fall als einen geradezu typischen und als völlig einwandfrei gelten lassen müssen. Der erst auf Grund der Westphalschen Theorie festzustellende Unterschied besteht eben darin, daß die Wiederholung in jenem ersten Falle einer Gesamtheit von vier Zählzeiten, in diesem zweiten aber einer von acht Zählzeiten, also einer Periode im Sinne Westphals, und zwar im Aufgesange zuteil wird.

H. Riemann ist ungeachtet aller wohlbegründeten Einwendungen, die man gegen seine Theorie erheben mag, ohne Zweifel der bedeutendste unter den lebenden Musiktheoretikern Deutschlands. Es würde eine völlige Verkennung der Tatsachen sein, ihm eklektisches oder kompilatorisches Verfahren vorzuwerfen. Vielmehr verdanken wir ihm gerade die entsprechende Würdigung hochbedeutender Vorgänger; dies gilt vor allem in Bezug auf Daube und Chr. Hnr. Koch. Die richtige Darstellung des Verhältnisses der beiden Dominanten zur Tonika, wie sie Daube skizziert, hat Riemann von seiner „musikalischen Logik" angefangen bis zur „vereinfachten Harmonielehre" systematisch durchgeführt. Ähnlich verhält es sich mit der in ihrer Art unübertroffenen überaus scharfsinnigen Darlegung Kochs in dessen Kompositionslehre, den rhythmischen Aufbau der Tonwerke betreffend. Zu bedauern ist nur, daß H. Riemann den harmonischen Dualismus von Öttingens auch für die Klangfolge festhält und die Bedeutung Westphals für die Elementarlehre des Rein-Rhythmischen verkennt. Immerhin verlangt es die Dankbarkeit, anzuerkennen, daß seine „musikalische Syntax" der erste gelungene Versuch ist, die harmonischen Ausdrucksmittel Liszts und Wagners in ein theoretisches System zu bringen. So läßt sich beispielsweise die Harmonie des 3. und 4. Taktes im „Lied eines Verliebten" von H. Wolff (Nr. 43 der Mörike Lieder) und

ihre Analogie mit leicht zu findenden Stellen im Vorspiel und in der Einleitung zum 2. Akt des Parsifal ungezwungen und vollkommen nur vermittels der von Riemann aufgezeigten Terzverwandtschaft erklären, wogegen für derartige Fälle Sechter und Tiersch, auf denen Rietsch zu fußen scheint, als unzureichend und rückständig erklärt werden müssen. Wenn die Schlußworte in Riemanns Dynamik und Agogik die Selbständigkeit und Bedeutung seiner Resultate im wesentlichen unzweifelhaft machen, so geben die Endbetrachtungen seiner letzterschienenen großen Rhythmik in ihrer Klarheit, Kraft und Tiefe uns den Schlüssel in die Hand, die fundamentale Einteilung der Entwicklung des Deutschen Liedes nach Rietsch einer Prüfung zu unterziehen. Rietsch unterscheidet in Bezug auf die Rhythmik des Liedes drei Hauptepochen. Die erste, bis ins 17. Jahrhundert reichende, kenne keine musikalisch-metrische Grundlage. Vom Ende des 17. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts herrschten die metrischen Liedkompositionen vor. Mit Schubert beginnt die dritte Epoche, die der Prosodie und Deklamation gegen den Takt zum Recht verhilft.

Der zweiten Epoche, insbesondere dem Liede des 18. Jahrhunderts mit seinen „quadratischen" Melodien steht Rietsch, wie insbesondere § 93 belehrt, mit unverhohlener Antipathie gegenüber, während die erste Epoche ihn vor allem historisch, die dritte, zunächst soweit sie die jüngste Vergangenheit und die Gegenwart mitumfaßt, ästhetisch interessiert. Das wird man nach dem früher Erwähnten nur begreiflich finden; die Sache hat aber auch ihre bedenkliche Seite. Es ist nämlich keine Frage, daß die klassischen Meisterwerke des dritten Zeitraumes nach jener Einteilung in ihrer Rhythmik gar nicht denkbar sind ohne die straffen, festen Formgefüge der zweiten, die nun als trocken gescholten werden. Allerdings wird die primitive Starrheit dieser Gestaltungen in den Liedern von Schubert bis einschließlich Brahms, genau so wie analog in den Instrumentalformen von Haydn bis einschließlich Brahms, ja nach Westphals Entdeckung sogar mit Einschluß von Bach und Händel, einerseits durch das Gangartige, „die freie Phantasie" (B. Widmans Ausdruck) der Abgesänge und Epoden, anderseits durch die von Chr. H. Koch bewunderungswürdig aufgewiesenen Mittel der Erweiterung, Verschränkung u. dgl. überwunden; immerhin ist gerade das, was dem absoluten Musiker als feste musikalische Form erscheint, notwendigerweise bedingt durch jene rhythmischen Urgebilde, die ja auch erst durch ihren Gegensatz die Freibeweglichkeit des übrigen zu seiner wahrhaften Geltung kommen lassen. Es mag noch

nachdrücklich hervorgehoben werden, daß die rhythmische Theorie, die Kirnbergers „Kunst des reinen Satzes", unzweifelhaft auf J. S. Bach fußend, lehrt, ganz und gar sich auf dem „Quadratischen", nämlich auf der Viertaktigkeit aufbaut, und daß die Fugen Bachs nach der genialen Gliederung Westphals ohne diese Grundlage gar nicht richtig aufgefaßt werden können, da sie eben auf ihr entstanden sind. Somit ist an Stelle jener allzu subjektiven Antipathie der allein wissenschaftlich berechtigte Nachweis der historisch und systematisch festzustellenden Notwendigkeit jener Liedbildungen zu setzen. Die Richtigkeit der Charakteristik der ersten Epoche mag dahingestellt bleiben; die Kennzeichnung der dritten Epoche aber muß auf Grund der eben erwähnten rhythmischen Prinzipien als unzureichend erscheinen. Während nämlich die Lieder unserer Meister von Schubert bis einschließlich Brahms jene Analogie mit den festgefügten Musikformen der klassischen Instrumentalwerke zeigen, tritt mit den deklamatorischen Gesängen H. Wolfs, die im Geiste und nach den Prinzipien R. Wagners gestaltet sind, eine so entschiedene Abwendung von den obgenannten klassischen Gestaltungsgrundsätzen und Zurückwendung zu den Antrieben und Bildungsweisen der „ersten" Epoche ein, daß damit die ganze historische „Dreiteilung" in Frage gestellt wird. Wenn nun Rietsch wiederholt darauf hindeutet, daß bei Brahms mitunter (vgl. § 135) „das rhythmisch-musikalische Motiv mit einer gewissen Selbstherrlichkeit auftritt" und Liedstellen sich finden, die dem reinen Sprachgefühl nicht zusagen, so verlangt es die Gerechtigkeit, nicht minder energisch zu betonen, daß das rhythmische Schema verschiedener Lieder H. Wolfs (vgl. § 101 im Gegensatz zu § 125) in vollster Deutlichkeit veranschaulicht, daß die jenem entsprechenden Melodiebildungen dem absolut musikalischen Gefühl ebensowenig zusagen können. In diesen Verkörperungen des deklamatorischen Prinzips kommt genau so wie vielfältig in den letzten Musikdramen Wagners das Musikalische nur als Ausdrucksmittel des Poetischen in Betracht. Der Zukunft muß es vorbehalten bleiben in den Werken, die eine Vereinigung der Dicht- und Tonkunst bilden, beiden Künsten, was ihre ureigene Gesetzlichkeit betrifft, vollkommen gerecht zu werden. Man mag über den prähistorischen Ursprung dieser Gesetzlichkeit in jenen welche Meinung immer haben, für den musikalischen Ästhetiker und Theoretiker im engeren Sinne sind diese Fragen transzendent und gleichgültig; die Gesetzlichkeit selbst aber steht **nicht** in Frage und es muß jeder Versuch auf das entschiedenste abgewehrt werden, mit dem verächtlichen Hinweis auf angebliche Tanz- und

Marschformen, die erst auf die Musik übertragen worden sein sollen, die reale Geltung der dem Musikalischen ureigenen Formgesetzlichkeit leugnen und durch außermusikalische ersetzen zu wollen. Dabei muß allerdings unterschieden werden zwischen der beiden Schwesterkünsten gemeinsamen rhythmischen Grundlage und der spezifischen Differenz auf musikalischem Boden, also vor allem der motivisch-thematischen Arbeit. H. Riemann hat wiederholt und mit vollem Rechte das ursprüngliche Schema des musikalisch-periodischen Aufbaues mit $1 + 1 + 2 + 4$ bezeichnet. Abgesehen davon, daß er leider die oben angedeutete Elementarlehre Westphals nicht entsprechend gewürdigt und den streng genommen nur für die Raumkünste und innerhalb der Tonkunst nur für das Gleichzeitige geltenden Ausdruck der „Symmetrie" (statt des richtigen des Parallelismus und der Steigerung) gebraucht, bietet er uns mit jenem Schema die beste Handhabe, das Wesen des spezifisch musikalischen Aufbaues als zusammenfassenden, synthetischen zu charakterisieren und damit zugleich von der Form sowohl des Tanzes als der Dichtung abzuheben.

Ein zweites Moment, welches den Gegensatz der Liedgestaltung der Modernen, vor allem H. Wolfs und H. Ansorges zu der Bildungsweise der Liedklassiker als geradezu diametralen, polaren erscheinen läßt, ergibt sich aus der Betrachtung der Tonfolge.

Es beruht auf völliger Verkennung der vorliegenden kunstgeschichtlichen Tatsachen, dem Vokalen das angeblich spezifisch Melodische der stufenweisen Fortschreitung oder der Nachbarschaft zuzuweisen und das Harmonische oder die Akkordbrechung als ursprünglich nur instrumental zu fassen. Dieser prinzipielle Irrtum, dem der zweite Abschnitt des vorliegenden Werkes verfallen, hängt innig zusammen mit dem Vorurteil, daß die Gesetze des strengen einstimmigen Satzes für die deutsche Liedweise maßgebend seien. Zunächst wäre die Unterscheidung des einstimmigen Satzes, diesen im Sinne der wertvollen und einzig dastehenden Abhandlung in S. Sechters Kompositionslehre gefaßt, von dem strengen Satze festzuhalten und durchzuführen gewesen. Dann aber muß der unvereinbare Gegensatz der Tonfolge des strengen Satzes und der Tonfolge in unseren klassischen Meisterwerken, auch der vokalen, als kunsthistorische und ästhetische Tatsache festgestellt werden. Während der strenge Satz die Akkordbrechung in derselben Stimme tunlichst vermeidet, beruht die klassische Melodik nachweisbar auf der organischen Synthese stufenweiser und harmonischer Fort-

schreitungen. Nachfolgende Übersicht dieser beiden in einigen Liedern aus der „schönen Müllerin" Schuberts mag dies verdeutlichen:

I.	„Das Wandern."	Stufenw. 36,	harmon. Schritte	10
II.	„Wohin?"	„ 109,	„ „	120
III.	„Halt!"	„ 46,	„ „	33
IV.	„Danksagung an den Bach."	„ 62,	„ „	44
V.	„Feierabend."	„ 123,	„ „	80

Diese wenigen, aber leicht ins ungemessene zu vermehrenden Hinweise dürften genügen, um die Unentbehrlichkeit des rein Harmonischen in der Tonfolge klassischer Vokalmelodik klar zu machen. Es läßt sich aber auch diese Tatsache sowohl ästhetisch als technisch begreiflich machen. Wenngleich ein Übermaß des Harmonischen in der Melodik, wie es beispielsweise in den Jodlern sich geltend macht, das Leere solcher Tonfolge hervortreten läßt, so verleihen doch gerade die harmonischen Fortschreitungen in jener Vereinigung mit den stufenweisen diesen erst die erhöhte Schwungkraft. Man vergleiche doch den ästhetischen Charakter der aufsteigenden oder absteigenden C-Dur-Tonleiter mit nachstehenden Formen der Verbindung beider Fortschreitungsarten: c e g c h a g und c g e c d e f wobei die unten eingeklammerten Tonzeichen betonten Tönen entsprechen sollen. Diese höhere ästhetische Wertgesetzlichkeit innerhalb des Melodischen wäre den von mir in meinem Aufsatze: „Kants Bedeutung für die Musikästhetik der Gegenwart" (Kantstudien VI. S. 243) dargelegten Gesetzen der Melodik als fünftes anzufügen. Die andere, physiologisch-technische Erklärung hängt offenbar innig mit der eben erörterten rein ästhetischen zusammen.

Der natürliche Gegensatz im Klangcharakter der Tiefen-, Mittel- und Höhenlage jeder menschlichen Stimmgattung ist nur durch die Anwendung harmonischer Fortschreitungen, in erster Linie allerdings der aufsteigenden Oktave, zu überbrücken. Die von J. Stockhausen in dessen Gesangsmethode angegebenen Portamentoübungen eignen sich aus diesem Grunde vorzüglich zur Entwicklung der Höhe aus der Tiefe und Mitte wie zur Ausgleichung dieser Klanggegensätze. Und die berühmte Wüllnersche Chorgesangsschule hat offenbar keineswegs bloß aus Gründen theoretischer Natur, sondern aus solchen lebendiger Praxis der Tonbildung neben Übungen in stufenweisen Fortschreitungen gleichwertig solche in harmonischen.

Ein derartiges Eingehen in die Technik der Tonbildung und des Gesanges, wie es nach dem Gesagten für Untersuchungen des Vokalmelodischen unerläßlich, vermißt man aber sowohl in der vorliegenden Schrift wie in W. Kienzls Studie über musikalische Deklamation, deren vielfach irrige Aufstellungen von jener, ja von allen Vertretern der neuen Richtung ohne weiteres übernommen werden. So wird als allgemein geltend hingestellt, daß kurze Silben des Textes in der Vertonung ebenfalls kurz sein müssen und nur einen Ton erhalten dürfen. Nun ist es allerdings für den Deklamator und Rezitator auf rein sprachlichem Gebiet eine Grundregel, die Länge und Kürze der Silben vollkommen entsprechend wiederzugeben. Eine völlige Verkennung des Musikalischen aber ist es, mechanisch diese Regel auf das Vokalmusikalische zu übertragen. Der Länge und Kürze der Vokale läuft bekanntlich im Deutschen parallel die geschlossene und offene Aussprache jener. Nehmen wir nun an, es sei die Klopstocksche Hymne „Dem Unendlichen" mit ihrer eindringlichen Wiederholung des Wortes „Gott" die vom Tonsetzer gewählte Textvorlage, so sähe sich dieser nach der einseitigen Deklamationsvorschrift der Vertreter des modernen Stils genötigt, diese Wortwiederholung durch kurze, auf je einen Ton gesetzte Melodiebruchstücke darzustellen, statt etwa, wie die Alten und auch noch Brahms in seinen Chorsätzen es in solchem Falle getan, in breiter oder gar figurierter Entfaltung diesen Wortbetonungen zu ihrem Rechte verhelfen zu können.

Der Sänger, der den langen Ton oder die Figuration auf das Wort „Gott" zu singen hat, wird kunstgemäß das „o" dieses Wortes als offenes o zu behandeln haben und damit ist dem Sprachlichen vollkommen Genüge getan. Andernfalls müßte die alte, klassische deutsche Vokalmusik, wie die Vokalbehandlung bei Brahms eines Fehlers geziehen werden, der auf rein sprachlichem Gebiet, wenn wir vom Dialekt absehen, mit Recht als der gröbste aller Verstöße hingestellt worden ist. Merkwürdig ist bei der einseitigen und kleinlichen Regelaufstellung Kienzls, an die sich zum Glück nicht einmal R. Wagner in Wirklichkeit gehalten, daß der wichtigsten aller Forderungen, die Textbehandlung betreffend, gar keine Erwähnung geschieht. Bei dem Zusammengehen von Wort und Ton erscheint es naturgemäß, daß die durch den Sinn sich ergebenden inneren Akzente ihr Hauptgewicht durch die rhythmische Stellung der entsprechenden Töne gewährleistet erhalten. Gerade dieser obersten Forderung, der gegenüber alle andern als minderwichtig erscheinen, ist von Schubert ange-

fangen bis auf H. Wolff — diesmal einschließlich — nicht in dem zu erwartenden Maße Rechnung getragen worden. In einem Liede unzweifelhaft ersten Ranges, das von manchen Fachmännern für den Gipfelpunkt Schubertscher Kunst angesehen wird, im „Doppelgänger", wird beispielsweise unrichtig betont: „der Mond zeigt mir meine eigne Gestalt" statt: meine eigne Gestalt.

In diesem Zusammenhange sei auch auf die weder von Kienzl noch von Rietsch beachtete Eigentümlichkeit des Sprachrhythmus hingewiesen, die meines Wissens zuerst Jul. Hey im I. Teil seines „Deutschen Gesangsunterrichtes" (S. 177 bis 182) theoretisch gewürdigt hat: daß sich der mündliche Vortrag vorzugsweise fünf- und siebenteiliger Taktarten bedient. Die Perspektiven, welche der Einblick in diese Tatsache eröffnet, sind nicht bloß für den Gesangspraktiker und den Forscher, sondern auch für den Komponisten von außerordentlicher Bedeutung. Am Schluß jener Erörterungen würdigt Hey in einer längeren Anmerkung die Stellung, die Schumann als Pfadfinder rhythmischer Freiheit zukommt; die Gerechtigkeit hätte es erfordert, in einer Untersuchung über die deutsche Liedweise diesem geschichtlichen Sachverhalt gebührend Rechnung zu tragen.

Das Endergebnis dieser seiner Forschungen faßt H. Rietsch folgendermaßen zusammen: Von den beiden getrennten Grunderscheinungen, der sprachlichen und der rein musikalischen, wird im Gesang die eine durch die andere stilisiert (§ 314). Das deutsche Lied tritt ihm als eine „Kunstform entgegen, in der jedem der beiden Elemente, dem sprachlichen wie dem musikalischen, gegeben wird, was ihm gebührt" (§ 319). Dieses letztere Moment erfährt in doppeltem Sinne eine Erläuterung. Die technischen Fortschritte in der Musik ermöglichen es nämlich einerseits, daß sie ohne Aufgeben ihrer Eigentümlichkeit den erhöhten sprachlich-deklamatorischen Anforderungen ebenso wie allen sonstigen Ausdrucksbedürfnissen entsprechen kann (§ 318). Anderseits haben die drei musik-dramatischen Reformbestrebungen, welche dem Liede in der als oberstes Erfordernis hingestellten Beachtung der natürlichen Sprachakzente vorangingen, in ungleicher Weise diesem Ideale entsprochen: während die Florentiner (um 1600) das Reinmusikalische preisgaben, das auf die Vor- und Zwischenspiele angewiesen wurde, Calsabigi und Gluck (um 1750) aber ein Kompromiß innerhalb der Singstimme selbst anstrebten, wies die fortgeschrittenste Technik, in R. Wagner, u. zw. von 1850 ab bis zu

dessen Parsifal verkörpert, dem Spielteil mehr die reinmusikalische Seite, dem Gesang die sprachlich-deklamatorische zu (§ 308). Die Synthese des Sprachlichen und Musikalischen ist begründet auf dem Wesen beider Erscheinungen. Während die Lautsprache wesentlich den Zweck der Mitteilung an eine zweite Person, u. zw. unmittelbar von Vorstellungsinhalten, mittelbar des Gefühlslebens hat (§ 296), ist in der Musik der Zweck der Mitteilung an eine zweite Person nicht von vornherein gegeben, sondern sie dient in erster Linie zu Äußerungen des Gefühlslebens, erst mittelbar zur Hervorrufung von Vorstellungen (§ 297).

Die Dichtung ist das männliche, die Musik das weibliche Element (R. Wagner: Die Musik ist ein Weib), erstere bestimmt, letztere wird bestimmt.

Diese offenkundig auf R. Wagner zurückgehenden Leitsätze stellen eine Anwendung der allgemeinen Gesichtspunkte, welche die „Tonkunst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts" von Rietsch entwickelt hatte, auf die Theorie der deutschen Liedweise dar und prägen aufs schärfste die moderne Ausdrucks- oder richtiger „Inhalts"-Ästhetik gegenüber der von ihr mehr und mehr verdrängten formalen aus. Darin liegt auf der einen Seite die hervorragende geschichtliche Bedeutung dieses Werkes, auf der andern aber auch seine durch prinzipielle Einseitigkeiten verminderte Festigkeit und Sicherheit. Ich kann nur im Vorübergehen darauf verweisen, daß die Sprachwissenschaft unserer Zeit die Sprache ihrer Entstehung nach als Reflexbewegung auffaßt, sowie darauf, daß in der Lektüre die relative Selbständigkeit des Sprachlich-Dichterischen nicht minder hervortritt, als dem Tonkünstlerischen der Drang nach Mitteilung — man denke an Beethovens Äußerung hierüber — ursprünglich und wesentlich innewohnt. Der auf den ersten Blick bestehende Satz von den technischen Fortschritten in der Musik erweist sich leider in seinen Folgerungen als zu optimistisch. Es ist oben schon bemerkt worden, daß weder die Praxis der Tonsetzer, noch die wissenschaftliche Theorie die Eigentümlichkeit des Sprachrhythmus, wie sie Hey aufgefunden, zur Grundlage der Vertonung gemacht hat; ebenso, daß die bloße Sprachdeklamation der modernen Musik keineswegs den Anforderungen höherwertiger vokaler Melodiebildung zu entsprechen vermag, da diese einerseits der Synthese des Stufenmäßigen und des Harmonischen nicht entraten kann, anderseits durch die von Westphal zuerst erkannte periodisch-strophische Gestaltung rhythmisch bedingt ist. Mit Recht hat J. Hey (am

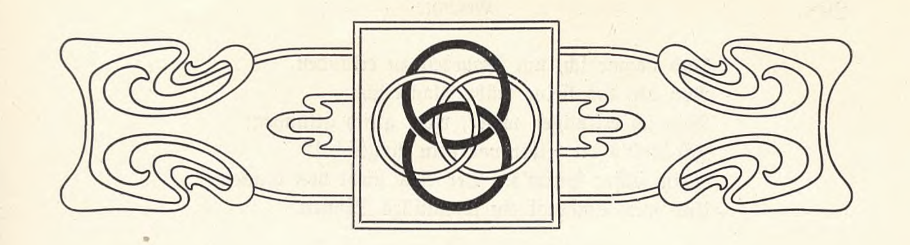
Ende der obgenannten Anmerkung) in den Monologen des Hans Sachs die Weiterführung der von R. Schumann angebahnten Verschmelzung der Musik mit dem Worte gefunden; er spricht allerdings von dem „Ausbau“. Wie aber kommt es, daß gerade in diesem Werke R. Wagner wie in keinem andern jenem Ideale nahegekommen, obwohl es in der Intensität des Ausdruckes durch „Tristan und Isolde“, dieses hohe Lied der Liebesleidenschaft und — der Chromatik sowie an Reichtum, Tiefe und charakteristischer Kraft durch den „Ring des Nibelungen“ und „Parsifal“ entschieden überboten wird? Das kommt daher, daß in jenem Werke der Musiker in Wagner am stärksten ist und die Wirksamkeit des einseitigen Prinzips verhältnismäßig am meisten hintanhält. Da ist nicht die Musik durch die Dichtung, sondern die Dichtung durch die Musik bestimmt worden. Was heißt überhaupt „bestimmt werden“? Entweder ist vom logischen Bestimmtwerden die Rede, oder von dem Richtungempfangen, dem Beherrschtwerden, u. zw. zunächst durch den Willen. Sehen wir uns die beiden, real kaum völlig zu trennenden Fälle an. Da scheint es nun sehr einleuchtend zu sein, daß die Poesie, wenn sie nicht mit der Musik dem Kopfe des Dichterkomponisten gleichzeitig entspringt, das Erste der Zeit nach ist und vermöge ihres Hineinragens in die Welt konkreterer Begrifflichkeit die Musik zur Rolle bloßer Illustration der von der Dichtung ihr gegebenen Zeichnung (vgl. Glucks Äußerung) verurteilt. Da der Musik das Konkret-Begriffliche verschlossen ist, scheint das ihr allein zugängliche Allgemeinere logisch genommen nun durch die Poesie ins Bereich des Bestimmteren gerückt zu werden. In Wirklichkeit ist aber etwas ganz anderes der Fall; weder der logische noch der psychologische Sachverhalt läßt jene Deutung zu. Logisch bestimmt wird niemals bei dem Vereine von Dichtung und Musik diese durch jene, sondern das beiden gemeinsame Allgemeine als logisches Moment. Ist die Musik mit der spezifischen Differenz, die sie abgesehen von jenem Gemeinsamen und Allgemein-Begrifflichen enthält, also mit ihrem Ureigentümlichen immer und ewig außerhalb des Begrifflichen überhaupt, so ist es unzulässig, das Bestimmtwerden in diesem logischen Sinne auf sie anzuwenden. Nehmen wir nun aber den „normalen“ Fall an, daß der Musik die Poesie zeitlich vorangehe, daß der Tonsetzer durch jene „angeregt werde“. Kann wirklich ein unmusikalischer Text, das heißt ein nicht wesentlich lyrischer anregen? Kann auf ihn die Wahl des Dichters, natürlich nicht bloß von Seite des Willens, sondern in Begleitung des erst mit diesem

das Interesse schaffenden Gefühls fallen? Nein! Ist der Text gleich zuerst für sich da, so ist es doch nicht die Vereinigung von Musik und Wort. Diese aber wird nicht von der Poesie bestimmt, sondern von der Musik: von der Neigung, das ist von dem Gefühl und dem Willen des Tonsetzers. Was ist das Ureigene der Poesie? Daß sie mit jenem Lyrischen, der Stimmung, auch innere Bilder der sichtbaren Welt verbindet und diese Allseitigkeit jenem Hineinragen in die Region des Begrifflichen verdankt. Und das Ureigene der Musik? Daß sie, während ihr die Schauwelt verschlossen bleibt, dafür in der Welt des Gemütes, das heißt des Gefühls, der Stimmungen und des Willens, diesen als die ursprüngliche Energie gefaßt, in einer Weise selbstherrlich waltet, die der Dichtung bei all der Assoziation, deren sie vermittels des Wortes fähig ist, immer transzendent, unerreichbar und verschlossen bleiben wird. Das die seelische Seite der Sache. Und nun die physiologische. Mittel des Ausdruckes und der Versinnbildlichung ist in jener Kunst das Wort, in dieser der Ton. Die Möglichkeit einer Vereinigung hat zur Voraussetzung eine gemeinsame Gesetzlichkeit in Bezug auf Rhythmus und Tonfolge, diese beiden als Mittel der Darstellung des Seelischen genommen, wobei wieder zunächst der gemeinsame Boden des den beiden Schwesterkünsten psychologisch und ästhetisch Zugänglichen in dem oben erörterten Sinne in Betracht kommt. Diese gemeinsamen Momente sind bisher nur sehr teilweise und was das Rein-Rhythmische anbelangt, überhaupt nur von Westphal mit Erfolg untersucht worden. Dann aber kommt die spezifische Differenz beider Künste und ihrer Darstellungsmittel in Frage; was komponierbar (dieses Problem behandelt mit Glück Marx im III. Bande seiner Kompositionslehre); inwiefern das Konkretbegriffliche der Poesie anregend ist und sein kann für das spezifisch Musikalische; was den Mitteln der Tonkunst erreichbar, was nicht in Bezug auf die rhythmische und insbesondere die melodische Seite; inwiefern die Tonkunst befähigt, berechtigt und verpflichtet sei, über die von der Poesie und dem Worte dargebotenen Momente hinauszugehen, um ihrem eigenen Wesen und Gesetz gerecht zu werden und treu zu bleiben; inwiefern unlösbare Konflikte durch die Verschiedenheit im Wesen dieser Künste und ihrer Darstellung sich ergeben oder Kompromisse möglich werden und in welchem Sinne diese abgeschlossen werden müssen.

Es wäre unbillig, von dem vorliegenden Werk die endgültige Lösung dieser Probleme verlangen zu wollen. Inwiefern aber die vom

Verfasser dargebotene Problemstellung ihm die wünschenswerte Förderung dieser ungemein schwierigen wissenschaftlichen Fragen wenigstens teilweise unmöglich gemacht, dürfte das Vorgeführte verdeutlicht haben. Wenn es nun aber bei aller persönlichen und wissenschaftlichen Hochschätzung des ausgezeichneten Fachgelehrten notwendig ward, in Bezug auf die zu einseitige Grundauffassung Einwände zu erheben, so wird es doch gerade durch den Widerspruch, der die Tiefe der Aufgaben erst ins richtige Licht zu setzen vermag, klar geworden sein, wie außerordentlich interessant und anregend — fast möchte ich sagen aufregend — dieses sein Werk selbst ist.





Die Laterne des Diogenes.

Von Jaroslav Vrchlický, Prag. Übersetzt von Karásek, Wien.

Wenn sich zu Nacht die Schatten niedersenken,
Tritt an mein Lager oft ein alter Gast:
Kahl, tief gebeugt von langer Jahre Last,
Ein Lämpchen in der Hand, der ungelenken,
Das zitternd um mich her sein Licht vergießt.
Er will mit seinem hämisch-leisen Lachen
Die Zweifelsglut zur hellen Flamme fachen:
„Suchst du die Wahrheit, nimm dies Licht. Es fließt
Hinab zu allen Tiefen unsres Seins.
Du siehst das Welken, das du Blüte nanntest,
Den echten Kern, dess' Schale du nur kanntest.
Den Neid, der sich das Mäntelchen des Scheins
Der Freundschaft umgehängt, siehst starres Eis
Dort, wo aus glühenden Augen Flammen schlagen,
Du schaust die Welt als Felsen, nackt und heiß,
Und jede Wiege wird dir Tote tragen.
Des Waldes Flüstern, was im Strome rauscht,
Wird dir zur düst'ren Elendsmelodie.
Wenn deine Seele bangen Zweifels lauscht
Hört sie die dumpfe Todessymphonie.
Was hinter jedem menschen-eitlen Streben
Sich birgt, nach Gold und Ruhm die Gier,
Erkennst du und das ganze Lügenleben.
Nimm hin das Lämpchen, gerne geb' ich's dir!" —
Ich schweige zitternd. Meiner Seele Hüter
Gibt Antwort rasch für mich: „Fort, alter Tor!
Dein Lämpchen trügt. Wenn auch der Erdengüter
Verblaßter Glanz sich unterm Staub verlor —
Ich preise mein Geschick, mag's Irrtum sein,
Ich leb' in meinem Glück, sei's auch nur Schein!

Und nähme ich, um Wahrheit zu erkunden,
Von dir das kleine trübe Flackerlicht,
Was ich erleuchten wollt', wär' gleich gefunden:
Ich hielt's dir selber vor dein Angesicht!" —
Mein Hüter spricht's. Der Alte flieht von hinnen,
Und mich umfängt ein totenstilles Sinnen.



Falschmünzerlied.

Von Adolf Prack, Purkersdorf.

Pfuscht doch alles in der Welt,
Batzt, verpantscht, betrügt,
Wir versuchen's mit dem Geld,
Wenn der Schein nur glückt.

Buhlen schminken sich und lügen,
Schmeicheln, küssen und verraten,
Freunde heucheln und es siegen
Listig manche Diplomaten.

Ärzte probieren, Denker grübeln,
Binden dann uns Bären auf, —
Wolln's den Leuten nicht verübeln,
Lassen wir der Welt den Lauf.

Doch, was ist es meistens, warum
So getrullt, gerennt, parliert?
's ist der rerum gerendarum
Nervus, der sie lockt und kirrt.

Seine Macht sich zuzuwenden
Und zu halten, kommt es an.
Zu verblüffen und zu blenden
Mit dem Schein, dem Talisman.



Schnee in Florenz.

Von **Julius Zeyer.**

Autorisierte Übertragung von Paula Lokota und Paul Josef Harmuth, Smichow.

Vor dem Hause des alten Ludovico di Leonardo di Buonarotti blieben drei Jünglinge stehen, dicht in warme Mäntel eingehüllt, denn die Nacht war empfindlich kalt. Die dunklen Gassen lagen einsam und leer, nur der Wind irrte in ihnen umher und klagte. Das Haus schien in Schlaf versunken, aus einem einzigen Fenster schimmerte ein schwaches Licht und fiel wie im Fieber bebend auf das feuchte Pflaster. Einer der Jünglinge ergriff den Bronzeklopfer und schlug in gemessenen Zwischenräumen auf das halbmorsche Eichentor. Seine Freunde zitterten vor Kälte.

„Hört er denn nicht?“ zürnte der eine.

„Der Unfreundliche!“ fügte ein zweiter hinzu.

„Beim Bacchus, endlich!“ frohlockte der dritte, der beobachtete, wie das Licht von einem Fenster zum andern irrte und schließlich verschwand. Darauf wurden in der Flur schwere Schritte hörbar und das verschwundene Licht drang in einem langen Strahl durch das Schloß, in dem ein Schlüssel knarrte. Das Tor öffnete sich langsam, und von den schwarzen Schatten der Flur hob sich in unbestimmten Umrissen die Gestalt eines Jünglings ab, der über dem Kopf eine Lampe hielt, mit der er auf die Gasse leuchtete. Das unruhig flackernde Licht färbte das düstere Antlitz gelblich.

„Wer da?“ fragte er nicht gerade freundlich.

„Freunde!“ riefen alle drei vor dem Hause einstimmig und lachten. Er leuchtete ihnen besser ins Antlitz und schwieg.

„Ich habe keine!“ entgegnete deutlich das bittere Lächeln der stummen Lippen. Die Jünglinge achteten dessen nicht und warfen ihm ihre wohlklingenden Namen wie Blüten zu: Baccio! Gentile! Mariotto!

„Ich kenne Euch,“ erwiderte Michelangelo langsam, wie jemand, der in Gedanken versunken ist.

Er kannte sie. Am Hofe Lorenzos von Medici hatte er sie kennen gelernt, Lorenzos des Erhabenen, jenes Lorenzo, der ihn geschätzt und geliebt, der ihm nicht nur sein Haus, sondern noch mehr: sein Herz weit geöffnet hatte, Lorenzos von Medici, der erst jüngst in voller Manneskraft gestorben war, gefaßt wie Sokrates, ruhig wie die Sonne, die sich hinter den Hyazinthen-Höhen des Apennin verbirgt, und nach deren Untergang nichts bleibt, wie eine blasse, zitternde, goldene Aureole. Er kannte die drei Jünglinge. Sie stammten aus den vornehmsten Familien von Florenz. Ach, wie oft war er mit ihnen in den Prachtgemächern der mediceischen Paläste zusammengetroffen oder in den Lorbeer- und Piniengängen von Carregi, in deren tiefen Schatten er ganz unwillkürlich der weißen Phantome hellenischer Götter gedenken mußte, oder in den paradiesischen Gärten der Villa Ambra, wo die Tage Platos von neuem zu leuchten und die heiligen Erscheinungen reiner Schönheit und großer Wahrheiten wieder von dem unendlichen Firmament zur lachenden Erde herabzusteigen schienen. Er kannte die drei Jünglinge, und doch gedachte er bei ihrem Anblick nur Lorenzos von Medici und der vergangenen Tage.

„Was wollt Ihr von mir?“ fragte er endlich.

„Bei der Venus!“ rief Baccio ungeduldig und ein wenig verletzt, „vor allem einen freundlicheren Empfang!“

„Ruhe!“ beschwichtigte der ernstere Mariotto und wandte sich zu Michelangelo. „Die alten Zeiten Lorenzos von Medici kehren nach Florenz zurück. Piero folgt dem Beispiel seines Vaters. O, sicher halten mit dem Lenz in Ambra nicht nur die Rosen, sondern auch die Grazien ihren Einzug! Neues Leben regt sich im Hause der Mediceer. Der Frohsinn herrscht nun am Hofe Pieros!“

„Piero von Medici liebt die Kunst,“ fügte Gentile hinzu, „darum weiß er auch Dich zu schätzen. Er wolle stolz sein, sagte er sogar, wenn es ihm gelingt, Dich an sein Haus zu fesseln —“

„Wie den spanischen Läufer, der seine Rosse an Schnelligkeit übertrifft,“ unterbrach ihn Michelangelo trocken und kühl.

„Auch das erfüllt ihn mit Stolz, daß er diesen Mann an sich zu fesseln vermochte.“

„Bist Du am Ende eifersüchtig?“ lachte Baccio.

Michelangelo wandte sich schweigend und mit Verachtung ab. „Es ist kalt,“ sagte er nach einer Pause, „was wollt Ihr also von mir?“

Mariotto nahm das Wort. „Piero von Medici sendet nach Dir. Er hält heute Hof im Palaste Pitti. Inmitten von Gesang, Musik und Lachen hat er sich Deiner erinnert; er habe ein Verlangen an Dich. Da haben wir uns angeboten, Dich herbeizuholen. Und nun komm!"

Michelangelo rührte sich nicht und schwieg.

„Hoffentlich erkennst Du die Ehre," sagte Baccio, die Augenbrauen finster zusammenziehend. „Du weißt, was Piero ist, und wir sind keine Diener."

„Ich gehe nicht," entgegnete Michelangelo kurz. „Ich danke Euch und danke Piero von Medici. Sagt ihm, daß ich krank sei, daß ich eben über einem Buche sinne, das ein Freund seines Vaters, Meister Angelo Poliziano, geschrieben."

„Derselbe Poliziano," rief Gentile aus, „weilt zur Stunde im Palaste Pitti und trug mir auf, Dich in seinem Namen zu grüßen."

„Willst Du Piero mit der Absage beleidigen?" fragte Mariotto.

„Poliziano in Florenz, im Palaste Pitti!" rief Michelangelo aus, und sein Antlitz heiterte sich auf. Er stellte die Lampe auf das Gesimse. „Tretet ein," bat er, „im Augenblick gehe ich mit Euch!" Und er eilte in das Innere des Hauses.

„Sein Stolz ist unerträglich," brach Baccio aus. „Er spricht mit uns, als würde er uns eine Ehre erweisen —"

„Still!" ermahnte Mariotto, denn Michelangelo kehrte eben zurück, den Kopf mit einem Hute bedeckt und eingehüllt in einen veilchenblauen Mantel, den ihm Lorenzo von Medici vor zwei Jahren geschenkt, als er ihn in sein Haus aufgenommen. Dieses Geschenk hatte Michelangelo unendlich gefreut, denn er war damals, obzwar schon ein Genie, nach Alter und Charakter doch noch ein halbes Kind.

„Gehen wir denn!" forderte Gentile auf. „Ich bin vor Kälte ganz erstarrt."

Michelangelo schloß das Haus, und sie gingen. Der Wind heulte und in der Luft erglänzten große Schneeflocken in dem Lichtstrom, der zufällig aus dem Fenster eines hohen, alten Hauses in die sonst einsame und düstere Gasse fiel.

„Es schneit!" rief Michelangelo aus, als er dieses für Florenz so seltene Schauspiel bemerkte, und sah eine Zeitlang in das Treiben der weißen, funkelnden Flocken, die ihn zugleich an Sterne und an Falter erinnerten.

„Komm schneller!“ drängte Gentile, „wir haben die Diener unweit des Flusses mit Laternen warten lassen, da wir Deine stille Gasse nicht aus ihrem Schlummer aufscheuchen wollten. Wir dachten an das strenge Antlitz Deines Vaters, und ich hoffe, so vorsichtig geklopft zu haben, daß wir ihn nicht aus dem Schlafe geweckt.“

Rasch schritten sie durch die dunklen, winkligen Gassen zwischen schweigenden Palästen dahin, die doppelt düster erschienen, da über ihnen schwere Wolken lasteten. Am Lugarno warteten die Diener mit Fackeln und Laternen, die, im Winde flackernd, verträumte, aus der Finsternis riesenhaft emporragende Häuser beschienen. Der Arno rauschte durch die Nacht und auf dem jenseitigen Ufer hob sich die Kirche San Miniato auf ihrer Höhe in einem Haine schwarzer Zypressen von dem wolkenschweren Himmel wie ein lichtes Phantom ab. Der Weg führte über die „alte Brücke“, wo sich niedrige Häuschen fröstelnd aneinanderschmiegten, von denen niemand geahnt hätte, daß das dieselben Häuser wären, die bei Tage so prächtig glänzten, da sie sich mit den Geschmeiden und Edelsteinen, mit all den Kostbarkeiten der florentinischen Goldarbeiter brüsteten, die dort, in den unteren Räumlichkeiten ausgestellt, in der Sonne funkelten, die ganze Stadt herbeilockten und zur Bewunderung nötigten. Noch wenige Gassen, und Michelangelo stand mit seinen Gefährten vor dem gigantisch aufstrebenden Palaste Pitti. Die zyklopischen Mauern färbte das Licht der Fackeln, die in eisernen Armen an den Eingangspfeilern befestigt waren, blutigrot. Eine Anzahl von Pferden stampfte auf dem Vorplatz ungeduldig den steinigen Boden, harrend der fröhlichen Gäste Pieros von Medici. Aus dem Innern des Hauses ertönte von Zeit zu Zeit der Widerhall von Fanfaren, Lachen und Gesang und erstarb langsam und traurig in dem Heulen des unfreundlichen Windes.

„Endlich!“ rief fröhlich Baccio, „endlich am Ziele!“ und schüttelte mit einer graziösen Geberde die Schneeflocken aus den Falten seines Mantels.

Die andern folgten seinem Beispiel und bogen rasch in den Palast ein. Die Flur des Hauses war hell erleuchtet, und auch der Hof, in dem ein mächtiger Springbrunnen rauschte, erstrahlte im Lichterglanze; über ihm tauchten im Hintergrund aus den unergründlichen Tiefen düsterer Nebelwolken im Garten die schwarzen Umrisse der Zypressen, Zedern und Pinien hervor, die unter der ihnen unbekannten Last des frischgefallenen Schnees bebten.

Michelangelo sah in das Schauspiel, doch seine Freunde zogen ihn fort, und so eilte er mit ihnen die majestätischen Treppen empor. Sie traten in einen großen Saal, der mit kostbaren Teppichen geschmückt war. In der Nähe des Kamines, in dem ein großes Feuer loderte, saß Piero von Medici und unterhielt sich lebhaft. Er nickte Michelangelo gnädig zu, hieß ihn mit kurzen Worten willkommen, wandte sich dann aber, ganz auf seine Gegenwart vergessend, ab und setzte die auf einen Augenblick unterbrochene Unterhaltung fort. Michelangelo achtete nicht des kühlen Empfanges, er wußte ja, daß er die Einladung lediglich einer Laune zu verdanken habe, und übrigens hatte er selbst kühl und fast nachlässig Piero gegrüßt. Nun wandte er seine Blicke suchend in die Tiefe des Saales. Es dauerte nicht lange, und er hatte das ehrwürdige Antlitz des Dichters Poliziano entdeckt, der einsam in der Nische eines hohen Fensters saß. Als sich ihre Blicke begegneten, erleuchtete ein gutmütiges Lächeln die strengen Züge des feinen, wie eine Kamée modellierten Kopfes, und im Augenblick war Michelangelo an seiner Seite. Sie drückten einander die Hand, und Rührung offenbarte sich in ihren Augen, denn beide hatten den gleichen Gedanken: sie dachten an Lorenzo, an Carreggi, an die vergangenen sonnigen Tage. Michelangelo ließ sich neben dem Dichter nieder, beide seufzten leise auf und schwiegen einen Augenblick. Dann aber rückten sie einander näher, denn der Lärm, der im Saale herrschte, vereinsamte sie in dieser zahlreichen Gesellschaft, die ihren Mittelpunkt in Piero suchte, und forderte sie so zu einer vertraulicheren Unterredung heraus.

„Wie lange habe ich Dich nicht gesehen?" sagte Poliziano freudig bewegt.

„Und wie habe ich mich nach Euch gesehnt!" entgegnete Michelangelo. „Ihr wißt ja am besten, was Ihr mir gewesen! Ihr wart der erste, der mir Anregung und Mut zu selbständiger Arbeit gegeben. Aus den Quellen Eures Geistes, Eures Wissens durfte ich Unwissender schöpfen und meinen Durst löschen."

Poliziano lächelte und winkte mit der Hand, als wollte er sich des Lobes erwehren. „Hätte der Funke nicht in Dir geglommen, hätte die Flamme nicht in Dir gebrannt, wären meine Anregungen vergeblich gewesen, mein lieber Michelangelo! Meine Erzählungen von Dejanira, von Herakles und seinen Kämpfen mit den Kentauren konnten Dir nicht ganz neu sein, und den Hinweis, welch passender Vorwurf das für ein Relief wäre, hätten noch hundert Jünglinge außer Dir

hören können — nur Michelangelo allein war fähig, diesen Vorschlag in die Tat umzusetzen, aus dem grauen Nebel des bloßen Gedankens die ganze, klare Welt voll Schönheit und Kraft hervorzuzaubern! Du, der einzige von Hunderten, nein, von dem ganzen Geschlecht! Wundere Dich daher auch nicht, daß Du gleich nicht nur neunundneunzig, sondern eine Legion Neider hattest."

„Sie sagen, daß ich die Schönheit nicht sehe," erwiederte der Jüngling düster in der Erinnerung an die Neider, derer der Dichter gedacht hatte.

„Da Du sie wiedergibst, wie Du sie fühlst, und nicht wie die andern sie fühlen, da Du nicht die Schönheit nachahmst, die sie gewöhnt sind zu sehen, und die sie blind und ausschließlich zu bewundern gelernt haben. Ich denke an die Schönheit der großen Griechen."

Michelangelos Mienen heiterten sich auf, und er legte die Hand auf des Dichters Schulter.

„Ihr kennt mich besser, als ich mich selbst kenne," rief er aus, „und was ich unbestimmt und unklar fühle, das vermögt Ihr auszusprechen! Ihr wißt, wie ich die Griechen vergöttere!"

„Nichtsdestoweniger bleibst Du dabei Michelangelo, und das ist das Richtige," lächelte Poliziano.

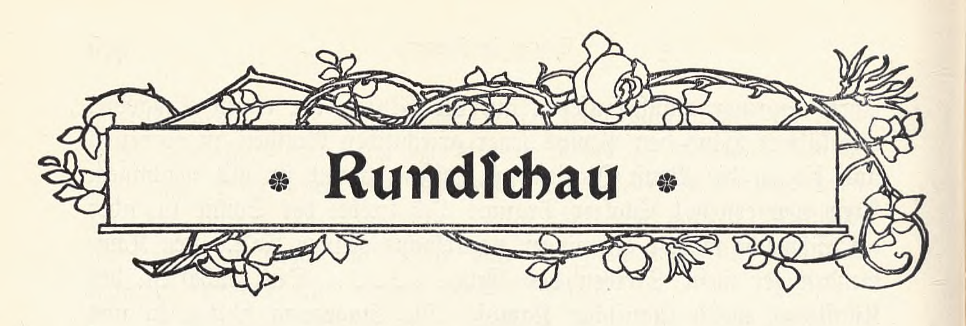
„Leider bin ich kein Grieche, wurde ich nicht vor Jahrhunderten geboren," eiferte Michelangelo. „Lebte denn nicht seit jener Zeit, da Troja fiel, Christus? Erbebte denn nicht die Welt vor Schmerz und Liebe seit jener Zeit, wo Pallas Athene ewig klar und ruhig zur Sonne sah? Wir kennen Helena, aber sie wußten nichts von Beatrice und folgten Dante nicht durch Hölle und Fegefeuer zu den Freuden des Paradieses. Ihr, Meister Poliziano, habt es am besten begriffen und es auch klar ausgesprochen, was ich eben nur schwach anzudeuten unternahm. Ein Beweis dessen Euer Gedicht, das ich vor einer Stunde von neuem gelesen. Das Gedicht, das die alte, ewig junge griechische Sage mit neuem Leben beschenkt, ihr neue Liebe eingeflößt hat. Ich meine Euren Orpheus, Meister Poliziano!"

Ein melancholisches Lächeln spielte um die Lippen des Dichters. „Als ich das Gedicht schrieb, war ich so jung, so mutig wie Du," seufzte er, „und doch hatte ich dazu, wie ich jetzt sehe, weniger Recht. O, ihr Adlerschwingen der Jugend! O, ihr kühnen, vermessenen Träume! Damals schien es mir ein leichtes, emporzufliegen aus der drückenden Luft unserer unerquicklichen Kirchenspiele und mit

einem Sprung hinüberzusetzen auf die Fluren der echten Tragödie, mit kühner Hand den Peplos jener griechischen Gottheit zu ergreifen und sie an die Brust Italiens zu reißen, damit sie mit mächtigem Atem neu erstehe! Stolzer Traum! Ich strebte der Sonne zu, aber die Schwäche meiner Schwingen verursachte meinen Fall. Den Kommenden sei mein Streben das Erbe ..... Das Schaffen des Künstlers, welch titanischer Kampf! Die Eingebung schlägt in uns wie ein Blitz oder zieht wie die Sonne ein, wird in uns zur Seele, der wir den Körper auszuwählen haben. So formte Gott Adam aus Erde, den Leib, als der Begriff „Mensch" in den Tiefen seines Wesens entstanden war. Auch der Künstler muß diesen Adam selbst aus Erde formen, denn er bedarf der Form, damit er in Wahrheit ist. Dadurch unterscheidet sich das Wesen an sich von der chaotischen Masse. Dieses taube und blinde All steht mit dem ganzen Gewicht seiner Unermeßlichkeit, mit dem endlosen Nebel seiner Unfaßbarkeit dem Künstler feindselig gegenüber, und dieser Formlosigkeit, der Mutter aller Formen, muß er für seinen Gedanken eine feste Stätte entringen. Ist es jemals möglich, in diesem gewaltigen Kampf einen vollen Sieg zu erringen?"

(Fortsetzung folgt.)





Weltpolitik.

Port Arthur ist gefallen. Am 2. Jänner wurde von den Generalen Stößel und Nogi die Kapitulation unterzeichnet und am 4. Jänner die Festung, soweit sie noch in den Händen der Russen war, den Japanern übergeben. So viele Mängel in dem bisherigen Verlaufe des Krieges sich auf dem Gebiete der russischen Heeresverwaltung herausstellten, die dreihundertfünfzigtägige heldenmütige Verteidigung Port Arthurs ist ein glänzendes Zeugnis dafür, was der russische Soldat unter zielbewußter Führung zu leisten vermag. Und so kam es auch, daß der Fall Port Arthurs eine neue Phase des Krieges insoferne nicht einleitet, als der Zeitpunkt längst vorüber ist, wo die Eroberung der Festung für die Japaner ein entscheidender Vorteil gewesen wäre. Port Arthur hat gerade in der für die russische Operationsarmee kritischesten Zeit so viel japanische Streitkräfte festgehalten, daß die auf dem Zuge nach dem Norden befindlichen japanischen Generale sich außer stande sahen, die mit riesigen Opfern errungenen Vorteile auch taktisch auszunützen und Kuropatkin einen vernichtenden Schlag beizubringen. So konnte der russische Feldherr seinen Truppenbestand ergänzen und allmählig auf eine Höhe bringen, die die russische Armee der japanischen numerisch gleichwertig, wo nicht überlegen macht. Allerdings wird nun die Belagerungsarmee unter General Nogi frei, allein sie wird kaum genügen, um die durch Verluste aller Art in die Reihen der japanischen Hauptarmee gerissenen Lücken auszufüllen. Das Frühjahr wird beide Gegner in gleicher Stärke finden und

darum ist es nicht unmöglich, daß der Fall Port Arthurs die Einleitung der Friedensverhandlungen eher fördern denn hindern werde. Auf japanischer Seite ist jetzt der Wunsch Frieden zu schließen jedenfalls reger als zuvor. Japan hat einen bedeutenden militärischen Erfolg errungen, mit dem es sich um so eher zufrieden geben kann, als der Besitz von Port Arthur ihm an und für sich eine gute Position bei Friedensverhandlungen sichert, andrerseits aber die in naher Aussicht stehende Erschöpfung seiner Reserven, vor allem hinsichtlich des Offizierskorps in Tokio die baldige Beendigung des Krieges wünschen lassen muß. Es fragt sich nur, ob Japan Bedingungen stellt, die Rußland annehmen kann. Von Anbeginn konnte sich niemand darüber täuschen, daß über die Vorherrschaft in Ostasien nicht in einem Kriege entschieden wird, sondern daß wir am Anfange eines blutigen Ringens stehen, das nur von Zeit zu Zeit unterbrochen wird, damit die Kämpfer Atem schöpfen können. Rußland wird deshalb kein Friedensinstrument unterzeichnen, das seine Operationsbasis in Ostasien zertrümmern würde, es wird aber auch keine Bedingungen akzeptieren, die geeignet wären seine staatliche Autorität im Innern zu erschüttern. Es ist richtig, daß der ostasiatische Krieg die politische Gärung in Rußland gefördert hat, allein man darf nicht vergessen, daß ein schmachvoller Frieden mit Japan diese Gärung zur Revolution anfachen würde.

Was die zum großen Teile antirussisch gestimmte Tagespresse über die innerpolitische Lage des Zarenreichs berichtet, darf nicht ohneweiters für bare Münze genommen werden. Die Übertreibungen und Entstellungen sind oft augenfällig, indessen ist nicht zu leugnen, daß Rußland an einem Wendepunkte seiner Entwicklung angelangt ist. Ebenso wie es in außerpolitischer Beziehung neue zivilisatorische Aufgaben gefunden hat, ist es im Begriffe auch in innerpolitischer Hinsicht seine Grundlagen zu erneuern. Man wirft den leitenden Kreisen in Rußland vor, daß sie damit bereits allzulange gezögert haben, allein man vergißt dabei, daß gerade die Zustände in Europa die russischen Staatsmänner nur langsam und vorsichtig an das schwierige Werk der Erneuerung des Staates gehen lassen, für das in ganz Europa kein brauchbares nachahmenswertes Muster zu finden ist. Absolutismus — Parlamentarismus! Zwischen diesen beiden Begriffen bewegt sich das ganze politische Denken des liberalen Spießbürgers, der sich dementsprechend eine Reform des russischen Staatswesens nur im Wege eines russischen Reichsparlamentes denken kann. Laden aber die Zustände in den europäischen Staaten zu einem solchen Versuche

ein? Ein seiner Verantwortlichkeit bewußter russischer Staatsmann — und mag er noch so freiheitlich denken — wird diese Frage nicht bejahen; er wird aber um so weniger zu einem solchen Experimente raten können, weil in Rußland die Voraussetzungen selbst für die bescheidenste Anteilnahme des Volkes an der Gesetzgebung fehlen. Wer ist denn dieses russische Volk? Eine dünne obere Schichte, die zum Teil übrigens auch nur äußerlich sich die westliche Kultur angeeignet hat und sich dadurch von der großen Masse der Bevölkerung abhebt, die erst durch das vor kurzem erlassene Manifest des Zaren zu Vollbürgern gemacht worden ist. Daraus läßt sich das parlamentarische Staatsideal nicht formen, um das die kulturell fortgeschrittensten Völker des Abendlandes sich bisher vergeblich bemüht haben. Die primäre politische Funktion der Gesellschaft ist die Verwaltung. Ein Staat kann eine schlechte Gesetzgebung, aber keine schlechte Verwaltung auf die Dauer ertragen. In allen absolutistisch regierten und dadurch zum Opfer einer unkontrollierten Bureaukratie gewordenen Staaten, ist nicht die Gesetzgebung, sondern die Verwaltung schlecht — wie eben sehr deutlich Rußland zeigt — und darum ist es töricht, in der Übertragung der Gesetzgebung auf das Volk, das heißt auf eine gewählte Versammlung, die Remedur gegen die administrativen Schäden des Absolutismus zu suchen. Wessen Rußland bedarf, ist eine zweckentsprechende Reform seiner Verwaltung, die zu bewerkstelligen ist durch die Ausgestaltung der bereits vorhandenen Ansätze einer Selbstverwaltung der Gemeindekreise und Landschaften, die eine Reihe von Agenden der staatlichen Verwaltung übernehmen und zu dieser in das Verhältnis einer gegenseitigen Kontrolle zu treten hätten. Eine solche Reform ist nicht zu umgehen, je länger man sie aber hinausschiebt, desto schwieriger wird sie, weil jene Elemente täglich stärker werden, die über dieses Mögliche und dem Staate Dienliche hinaus wollen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß man in Österreich und in Deutschland die innerpolitische Entwicklung Rußlands mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt. In beiden Reichen hat man kein Interesse an ernsten inneren Schwierigkeiten der russischen Regierung, zumal in Deutschland, wo nach der flüchtigen Entgleisung unter Caprivi der alte russenfreundliche Kurs wieder eingeschlagen worden ist, zum großen Schmerze Englands, das eben in Rußland seinen Antagonisten erblickt. Der englische Premierminister Balfour hat das kürzlich in einer in Glasgow gehaltenen Rede offen ausgesprochen.

Neu ist das ja allerdings ebensowenig, wie die recht unvernünftigen Versuche englischer Blätter, durch allerlei böswillige Erfindungen über die deutsche Politik, diese von Rußland abzuziehen und den englischen Interessen dienstbar zu machen. So erfand Anfang Jänner „Vanity fair“, daß es gelegentlich der Huller Affaire beinahe zu einem Kriege zwischen Deutschland und England gekommen wäre, da Deutschland England verhindert habe, der baltischen Flotte den Weg zu verlegen, die Kieler Flotte bereits Mobilisierungsordre erhalten und England wiederum der deutschen Reichsregierung peremtorisch erklärt habe, daß es ein weiteres Anwachsen der deutschen Kriegsflotte nicht dulden könne. Offiziell wird die ganze Geschichte in Abrede gestellt; immerhin ist sie aber insoferne interessant, als sie von der Annahme ausgeht, daß England der russischen Ostseeflotte den Weg nach dem fernen Osten verlegen wollte. Da ein englisches Blatt das behauptet, könnten die russischen Offiziere, die bei Hull deutlich unter den Fischerbooten zwei Torpedoboote gesehen haben wollen, sich vielleicht doch nicht getäuscht haben. Im Übrigen behauptet ein russisches Blatt neuestens, daß auch Frankreich die Aktionsfähigkeit der baltischen Flotte behindere, indem es dem Konsortium angehöre, das der Ostseeflotte die Versorgung mit Kohle erschwere. Das klingt unglaubhaft, schon deshalb, weil die französische Regierung in der letzten Zeit andere schwere Sorgen hatte, nämlich die um ihren Bestand.

Die Wahl Doumers gelegentlich der Eröffnung der französischen Kammer an Stelle Brissons zum Präsidenten, machte die seit Monaten, ja seit mehr als einem Jahre schleichende Kabinettskrise akut. Der allgemein berechtigte Unwille über das in den letzten Jahren in der französischen Armee eingeführte Spitzelsystem hatte die Regierungsmehrheit zertrümmert und obwohl das Ministerium bei der ersten politischen Abstimmung in der Kammer mit sechs beziehungsweise zehn Stimmen siegte, mußte es sich doch zur Demission entschließen, da der Verlauf der Debatte ihm gezeigt hatte, daß es bei jedem weiteren Schritte auf der Bahn seiner kirchenfeindlichen Politik unterliegen werde. Combes ist also — das kann nicht mehr bezweifelt werden — nicht dazu gekommen, sein Programm, das nicht die religiöse Freiheit wollte, sondern das das religiöse Gewissen vergewaltigte, indem es allen Franzosen die Kirchenfeindschaft zur politischen Pflicht zu machen suchte, zu verwirklichen. Sein Werk, in seiner ganzen Anlage kulturwidrig, weil auf hartem Zwange beruhend, bleibt ein Torso, ein Trümmerhaufen, den hinwegzuräumen späteren Geschlechtern vorbehalten

bleibt. Der Nachfolger Combes' Rouvier ist von der Farbe Waldeck-Rousseaus, also radikal, ohne die heftige aggressive Tendenz auf religiösem Gebiete, auf dem man die Zustände versumpfen lassen wird. jb.



Zu beiden Seiten der Leitha.

Am 31. Dezember des verflossenen Jahres genehmigte der Kaiser den Rücktritt des bisherigen Ministerpräsidenten Dr. v. Koerber und ernannte Freiherrn v. Gautsch zu seinem Nachfolger. Der Rücktritt Herrn v. Koerbers kam der breiten Öffentlichkeit unerwartet, denn wenn auch das negative Ergebnis der letzten Reichsratssession, die Versuche, das unheilbar kranke Parlament gesund zu machen, Herrn v. Koerber müde machten, so hatte doch auch diese Enttäuschung nicht genügt, um den bisherigen Ministerpräsidenten seines Amtes überdrüssig werden zu lassen. Ein schweres nervöses Magenleiden, das Ergebnis fünfjähriger ununterbrochener Anspannung der Nerven im Dienste, war die Ursache der Amtsmüdigkeit Herrn v. Koerbers. Die Öffentlichkeit wußte nichts davon und war deshalb überrascht, als in der Weihnachtswoche die Absicht Herrn v. Koerbers, sich zurückzuziehen, bekannt wurde. Es gibt keinen Mann, der fast fünf volle Jahre an der Spitze der Regierung gestanden hat und keine Gegner hätte. Auch Herr v. Koerber hatte ihrer viele, besonders unter den Parlamentariern, die ihm ihre eigene Unfähigkeit nicht verzeihen konnten; allein als Herr v. Koerber ging, da klang ihr Jubel nur gedämpft in das allgemeine Bedauern der Bevölkerung und besonders der Intelligenz herein, die in ihm einen Staatsmann achten und schätzen gelernt hatte, der nicht nur das Beste wollte, sondern auch Fähigkeit und Energie genug besaß, es zu tun. Kein anderer Minister war durch seine Erlässe über die Pflichten der Beamtenschaft, durch sein erfolgreiches Eingreifen in alle Zweige der Verwaltung der Bevölkerung so nahe getreten wie Herr v. Koerber, kein anderer Minister hat so viel getan, um das Vertrauen der Bevölkerung in die staatliche Administration zu heben. Mit tiefstem Bedauern sieht man ihn deshalb von seinem Posten scheiden, hatte man doch gehofft, daß er als der hiezu Berufenste, das große Werk der Verwaltungsreform durchführen werde.

Sein Nachfolger, Freiherr v. Gautsch, soll, wie es heißt, beabsichtigen, den in nationaler Beziehung vertretenen Kurs Koerbers beizubehalten, jedoch entschlossen sein, parlamentarisch zu regieren. Vorläufig ist das erst kaum mehr als die Ankündigung einer guten Absicht. Als selbständiger Politiker hat Freiherr v. Gautsch sich bisher nur während der kurzen Zeit seiner Ministerpräsidentschaft im Jahre 1900 versucht, wo es ihm nicht gelang, durch seine Sprachenverordnungen einen Ausgleich zwischen Deutschen und Tschechen herzustellen. Politisch genommen ist Freiherr v. Gautsch also zunächst eine indifferente Größe, deren Charakter sich erst im Verlaufe seiner Versuche, die ihm gestellte Aufgabe zu lösen, offenbaren wird. Freiherr von Gautsch wird vor allem das Parlament zur Erledigung des Budgets zu bestimmen suchen, das durch die bekannten, vor den Delegationen bereits bewilligten Militärkredite allerdings eine bedeutende Belastung erfährt; ferner ist der Ausgleich mit Ungarn in diesem Jahre zu erledigen, da anders die neuen Handelsverträge nicht abgeschlossen werden können. Das kommt indessen erst in zweiter Linie in Betracht. Nach Äußerungen des neuen Ministerpräsidenten ist sein Kabinett insofern ein nur provisorisches, als seine Umformung in ein parlamentarisches Kabinett geplant ist. Die Verhandlungen des Ministerpräsidenten mit den Parteien und der Verlauf der Budgetdebatte werden erst ergeben, ob eine solche Umformung und in welcher Richtung sie möglich ist. Anders als ohne vorherige Verständigung zwischen Deutschen und Tschechen ist eine solche Transformation nicht denkbar und darum werden die Bemühungen des Ministerpräsidenten sich zunächst in dieser Richtung bewegen.

Jenseits der Leitha scheint man allerdings bereits mit ihrem Mißlingen zu rechnen, anders konnte man wenigstens die Stelle der Neujahrsrede des ungarischen Ministerpräsidenten Grafen Tisza nicht deuten, an der es hieß, daß das Streben Ungarns nunmehr darauf gerichtet sein müsse, daß der politische Schwerpunkt der Monarchie nur mehr auf Ungarn, auf die ungarische Nation falle und daß die Aktionen der Monarchie von der Auffassung der ungarischen Nation beeinflußt werden. Vernünftigerweise kann Graf Tisza mit einer solchen, den paritätischen Grundgedanken des 1867er Ausgleiches vernichtenden Entwicklung der Dinge nur rechnen, wenn er voraussetzt, daß die politische Selbständigkeit Österreichs infolge der dauernden Untätigkeit des Reichsrates und infolge der Unfähigkeit der österreichischen Verwaltung, die mangelnde parlamentarische Mitwirkung

an der Gesetzgebung aus eigener Kraft zu ersetzen, immer mehr zusammenschrumpft. Im übrigen liegt in dieser Erklärung des ungarischen Ministerpräsidenten eine derartige Mißachtung der Grundlagen des Dualismus, daß man sich verwundert fragt, mit welchem Rechte Graf Tisza es der ungarischen Opposition als ein Verbrechen anrechnet, daß sie den 1867er Ausgleich zertrümmern wolle. Es ist sehr die Frage, ob man in Österreich die Beseitigung des Dualismus und die Einführung der Personalunion oder die Korrektur des Ausgleiches im Sinne der letzten Erklärungen Tiszas, das heißt im Sinne der Herabdrückung Österreichs zu einer ungarischen Provinz, vorzieht. Ein Plebiszit in Österreich würde vermutlich eine erdrückende Mehrheit zu Gunsten der Zolltrennung ergeben. Zunächst hat allerdings Ungarn darüber entschieden, und zwar bei den Neuwahlen, die in den letzten Tagen stattfanden. Am 4. Jänner hatten beide Häuser des ungarischen Reichstages ihre letzten Sitzungen abgehalten und am 5. Jänner hatte der Kaiser in Person durch Verlesung einer Thronrede den Reichstag geschlossen. Die Opposition war zu dem feierlichen Akte nicht erschienen. Die Befürchtigung, daß die Ofener Hofburg der Schauplatz lärmender Demonstrationen sein werde, war also grundlos; vermutlich haben jene oppositionellen Führer, die mit der Möglichkeit rechnen, über kurz oder lang an die Regierung zu gelangen, ihren Einfluß aufgeboten, um die Opposition von der Ofener Hofburg fernzuhalten und einen Skandal zu vermeiden. Am Tage zuvor hatte sich ein viel bedeutsameres Ereignis abgespielt: der Eintritt der Szederkenyigruppe und der Apponyischen Nationalpartei in die Kossuthpartei. Stand die Szederkenyigruppe in staatsrechtlicher Beziehung schon seit jeher auf dem Standpunkte des 1848er Programmes, so war das bei dem Grafen Apponyi und seinem Anhange bisher nicht der Fall. Graf Apponyi entfernte sich in den letzten zwei Jahren zwar immer mehr von dem Boden des 1867er Ausgleiches, allein erst am 4. Jänner dieses Jahres brach er alle Brücken hinter sich ab, indem er durch seinen Eintritt in die Kossuthpartei auch deren staatsrechtliches, auf 1848er Grundlage ruhendes Programm vorbehaltlos akzeptierte. Die Kossuthpartei zählte nunmehr weit über 100 ehemalige Abgeordnete in ihren Reihen, die ausnahmslos bei den Neuwahlen wieder kandidierten und mit den beiden anderen oppositionellen Parteien, der katholischen Volkspartei und den liberalen Dissidenten (Graf Julius Andrassy) gemeinsam gegen die Regierungspartei zu Felde zogen. Der Anschluß Apponyis an Kossuth blieb

denn auch auf die Wählerschaft in Ungarn nicht ohne tiefen Eindruck. Die über die Wahlbewegung einlaufenden Nachrichten lauteten für den Grafen Tisza nicht besonders günstig. Es hieß, Graf Tisza sei entschlossen, wie ein Löwe zu kämpfen und man sprach davon, daß er über einen Wahlfonds von mehr als vier Millionen Kronen verfüge. Die Ziffer möge auf sich beruhen, was über derlei Fonds bekannt wird, sind mehr oder weniger ungenaue Schätzungen; daß aber Graf Tisza über bedeutende Geldmittel für die Wahlen verfügte, das bewiesen die in den letzten Monaten erfolgten Nobilitierungen von bekannten Geldleuten, die sicher niemals die ungarische Baronie erlangt hätten, wenn sie nicht die Schnüre ihres Geldbeutels sehr locker gemacht haben würden. Trotz alledem war aber nicht einzusehen, wie Graf Tisza eine im alten Abgeordnetenhause über 150 Mann starke Opposition so schwächen wollte, daß sie im neuen Hause außer stande wäre, die Verhandlungen zu hemmen.

Der Ausfall der Wahlen hat indessen die schwärzesten Befürchtungen der Anhänger Tiszas und die kühnsten Hoffnungen der Opposition übertroffen. Die liberale Regierungspartei wurde geradezu zertrümmert. Tisza drang mit Mühe gegen Andrassy durch, fast alle bedeutenden Persönlichkeiten der Partei wurden geschlagen und die Zahl ihrer Abgeordneten so weit reduziert, daß sie kaum die der Kossuthpartei erreicht, geschweige denn die Majorität im neuen Abgeordnetenhause bilden könnte. Dieser überraschende totale Zusammenbruch der Partei, die Ungarn durch nahezu 40 Jahre beherrscht hat und wenigstens für die formelle Aufrechterhaltung des 1867er Ausgleiches eintrat, ist nicht nur ein für Ungarn und Österreich bedeutsames Ereignis. Am 25. Jänner war endlich in Berlin, nach langwierigen Verhandlungen, der Entwurf des neuen deutsch-österreichischen Handelsvertrages unterzeichnet worden und am Tage darauf, am 26. verkündeten die ungarischen Wahlen den Sieg der Parteien, die die Zolltrennung von Österreich an die Spitze ihres Programms gestellt haben! Die Erneuerung des Zoll- und Handelsbündnisses zwischen Österreich und Ungarn ist aber die Voraussetzung des Inkrafttretens des neuen Handelsvertrages mit Deutschland, der nun im vollsten Sinne des Wortes in der Luft hängt. Man spricht davon, daß der Kaiser nunmehr den Grafen Julius Andrassy, Herrn v. Szell oder Herrn Weckerle mit der Aufgabe betrauen werde, alle noch ausgleichsfreundlichen Elemente zu sammeln und aus ihnen eine parlamentarische Majorität zu bilden, die den Ausgleich zu erneuern hätte.

In Betracht kämen für diese Kombination die Reste der Liberalen Partei, die Dissidenten unter Führung Andrassys, die katholische Volkspartei und die kroatischen Stimmen. Wird es aber möglich sein, die extremen liberalen Elemente der alten Regierungspartei mit der katholischen Volkspartei in einer Majorität zu vereinigen? und selbst, wenn dieses möglich sein sollte, wird diese Majorität arbeiten können, ohne sich mit der staatsrechtlichen Opposition zu verständigen? Gewiß nicht! Da aber diese Opposition die Zolltrennung fordert, so ist es fraglich, ob eine solche Verständigung möglich ist; im besten Falle kann sie nur zu stande kommen, wenn gleichzeitig der Opposition Konzessionen gemacht werden, die den Eintritt der Zolltrennung, Anfang 1915, dem frühesten Endtermine des deutsch-österreichischen Handelsvertrages, sicherstellen. Im günstigsten Falle wird also die Monarchie in zehn Jahren dort stehen, wo sie 1867 stand, das ist das Ergebnis der ungarischen Wahlen.

Besprechungen und Notizen.

Rudolph Lothar, Das deutsche Drama der Gegenwart. 8°. München und Leipzig, Georg Müller, 1905.

Wir dürfen an das vorliegende Buch nicht einen wissenschaftlichen Maßstab legen, sondern müssen es als das nehmen, als was es sich gibt, als eine anziehende, farbenprächtige feuilletonistische Darstellung des Dramas der Gegenwart. Es will in der Hauptsache Zeitdokument sein, aus der Zeit heraus schildern und keine historische Betrachtung vom Standpunkte des über den Dingen stehenden Beobachters bieten. Fehlt uns doch auch zur historischen Betrachtung der Gegenwart die Distanz. Das Buch will ein Bild der heutigen deutschen Bühne geben, indem es die Dichter charakterisiert und die Stücke schildert, die heute gespielt, besprochen und umstritten werden. In einem Gemälde dessen, was auf der Bühne lebt und strebt, eine moderne Dramaturgie zu geben, das war das Ziel, das ihm vorschwebte. Mitten in das Leben der heutigen Theaterwelt werden wir hineingeführt, all die Erfolge und Mißerfolge der Bühne des letzten Jahrzehnts bis auf die neuesten Bühnenereignisse ziehen an unseren Augen vorüber. Daneben werden vor allem die Richtungen und Strömungen gekennzeichnet, die heute in der dramatischen Kunst herrschen, die Tendenzen und Stoffkreise derselben beleuchtet. Im Rahmen des leichtflüssigen Essays ist es Lothar vollständig gelungen, unter fortwährender Bezugnahme auf die Psychologie des Theaterpublikums eine Technik des modernen Dramas auf praktischer Grundlage aufzubauen.

Er ist jedoch falsch informiert, wenn er behauptet, daß erst mit Konrad Lange ein neuer Tag für die Ästhetik angebrochen ist. Mit Kant beginnt, wie für die

Philosophie überhaupt, so auch für die Ästhetik eine neue Epoche. Sein glücklicher Gedanke, nicht das Schöne, sondern unsere Geschmacksurteile zu untersuchen, und die ebenso richtige als wichtige Behauptung, daß das Wohlgefallen am Schönen ein „uninteressiertes", d. h. nicht von Begehrungen begleitetes sei, geben noch heute der philosophischen Ästhetik Inhalt und Direktive. Eine kräftige Weiterbildung erfuhr die Kantische Ästhetik durch Schiller. Die Ableitung der Kunst aus dem Spieltrieb, die er in den Briefen „über die ästhetische Erziehung des Menschen" vornimmt, ist einer der bedeutendsten und fruchtbarsten Gedanken, welche die Ästhetik hervorgebracht hat. Erst in der jüngsten Zeit beginnt man die Tragweite dieses Gedankens zu würdigen und auf Schillers Grundlage weiterzubauen. Während seine Vorgänger den spekulativen Weg einschlugen, betrat Fechner in der Vorschule der Ästhetik neue Bahnen. An Stelle der früheren Ästhetik von oben setzte er eine Ästhetik von unten. Die ausgedehnten Versuche und die eindringende psychologische Analyse Fechners haben viele wertvolle Resultate zutage gefördert und noch mehr Anregungen gegeben. Die spekulative Ästhetik ist wohl noch nicht so ganz überwunden wie die spekulative Psychologie, allein das Hauptinteresse wendet sich der empirischen Methode zu. Vielfach sind es die Künstler selbst, die teils durch Selbstbekenntnisse, teils durch eigene Untersuchungen hier fördernd mitwirken. Die analytische Ästhetik sucht in den Kern des Kunstwerkes möglichst tief einzudringen, sie sucht die Bedingungen, unter denen ein Kunstwerk entsteht und wirkt in der Seele des Künstlers, in dem Kulturzustande, in der Geschmacksrichtung seiner Zeit nach allen Seiten bloßzulegen. Sie ist auf den Grundton gestimmt, daß alle Schönheit und alle Kunst nicht isolierte aristokratische Seitenschößlinge, feinere Luxusblüten im menschlichen Empfindungsleben, sondern notwendige Resultate der Kultur, Produkte des innern Lebens der Menschheit sind, und löst sich mithin in Psychologie und Geschichte auf.

Sehr richtig führt Wilhelm Jerusalem in seiner „Einleitung in die Philosophie" aus, daß es eine der wichtigsten Aufgaben der Ästhetik sein wird, die Psychologie des Spiels im einzelnen genau zu erforschen und die Ähnlichkeit der dabei gefundenen Gesetze mit denen des künstlerischen Schaffens und zum Teil auch des ästhetischen Genießens festzustellen. Karl Groos hat in seinem Werke über den ästhetischen Genuß (1902) und in den beiden Werken über die Spiele der Tiere (1896) und die Spiele der Menschen (1899) sehr wertvolle Beiträge dazu geliefert. Hier muß weiter gebaut werden, indem man die einzelnen Künste daraufhin untersucht. Man wird bei diesen Untersuchungen ohne Zweifel finden, daß die Kunst mit dem Spiel wohl verwandt, aber keineswegs identisch ist, daß sich sowohl beim künstlerischen Schaffen als auch insbesondere beim ästhetischen Genießen ein Element bemerkbar macht, von dem beim Spiel keine Spur zu finden ist, — das Element der Schönheit. Der Begriff der Schönheit ist, wie Jerusalem treffend bemerkt, oft definiert, aber selten psychologisch untersucht worden. Schön ist auf primitiver Stufe das, was Liebe erweckt, und dieser enge Zusammenhang zwischen Liebe und Schönheit bleibt bestehen. Die Kunst will Schönes hervorbringen, d. h. sie will für den von ihr dargestellten Gegenstand um Liebe werben, und wenn diese Werbung erhört wird, dann ist das Kunstwerk schön. Aufgabe einer künftigen Ästhetik wird es sein, diesen Gedanken der Liebeswerbung für die einzelnen Künste durchzuführen und von etwaigen Dunkelheiten zu befreien. Durch die Anwendung der Kategorien Spiel und Liebeswerbung wird die Stellungnahme zu den beiden entgegengesetzten

Kunstrichtungen, dem Idealismus und Naturalismus, wesentlich erleichtert. Der Naturalismus kommt, soweit das Element des Spieles reicht, unserem heutigen ausgesprochenen Wirklichkeitssinn entgegen und ist insofern vollkommen berechtigt. Wenn aber der Naturalismus in der getreuen Wiedergabe der Wirklichkeit die Aufgabe der Kunst als erschöpft ansieht, dann müssen wir entgegnen, daß das Moment der Liebeswerbung dem wahren Kunstwerk nicht fehlen darf, und in diesem Sinne wird jeder Künstler idealistisch sein müssen, indem ihm ein Ideal vorschwebt, für das er um Liebe wirbt.

Von dem instruktiven Kapitel „Die Alten und die Jungen" ausgehend, erörtert Lothar das Wesen der Kunst nach Lange und die Rückkehr der Kunst von dem Naturalismus zur Romantik, welche jeder echten Kunst den Stempel aufdrückt, sofern diese dem Phantasiebedürfnis dienen, den Menschen über den Alltag hinwegtragen will. Aus vollem Herzen stimmen wir Lothar zu, wenn er sagt, es sei nicht des Dichters Amt und Aufgabe, uns in dem Kreis von Gedanken, Gefühlen und Erlebnissen festzuhalten, die uns tagaus tagein umgeben. Die Schicksale eines Othello, Hamlet, Lear, Wallenstein zu durchleben — denn aller Kunstgenuß heißt Miterleben, in fremdem Dasein eigenes leben — sei ein Ereignis. Es bringe den Menschen vorwärts, es sei der am stärksten wirkende Kulturfaktor. Und darum marschiere nicht der Erfinder, nicht der Entdecker, sondern der Dichter an der Spitze der Kulturentwicklung. Aber wie jeder Mensch, mißbraucht auch der Dichter seine Gaben, seine Träume verlieren sich ins Uferlose, und die Jungen erheben sich gegen ihn und entrollen die Fahne der Wahrheit. Das wirkt wie eine Offenbarung, wie eine Heilsbotschaft, die Realität kommt glanzvoll zu ihrem Recht. Aber auch die Jungen werden alt, sie mißbrauchen ihr Anrecht auf die Schilderung des Wirklichen genau so wie ihre Vorläufer, die Romantiker, ihr Recht aufs Träumen. Und dieses Spiel wiederholt sich immer wieder, es ist ein ewiges Auf- und Abwogen des Idealismus und Naturalismus. Und auch jetzt ist der letztere reif zum Fallen, die nüchterne Kunst, die Kunst der Kunstfeindlichkeit hat sich überlebt. Das Publikum hat ein förmliches Grauen vor der Moderne, die einer Weltanschauung, einer Idee wie dem Gottseibeiuns aus dem Wege geht.

Lothar kommt dann auf die Technik des Dramas zu sprechen, verbreitet sich über das Verhältnis der Bühne zum Publikum und das durch die Polemik Sudermanns gegen Maximilian Harden zu hoher Aktualität gelangte Verhältnis beider zur Kritik und leuchtet mit scharfer kritischer Sonde in die geistige Werkstätte Gerhart Hauptmanns hinein, des in die Enge gebannten Meisters der intimen Kunst, der uns viel zu zeigen, aber nichts ihm Eigentümliches, nichts Persönliches zu sagen weiß, vor lauter Zustandsschilderung seinen Stoff nicht dramatisch zu fassen versteht, zumal ihm die göttliche Gabe der Erfindung, der Phantasie versagt ist und der scharfe, kluge Verstand, der Noterbe der Phantasie diese ihm notdürftig ersetzen muß. Anknüpfend an das das neue Drama beherrschende Schlagwort „Milieu" entwirft er ein plastisches Gemälde von dem Impressionisten und Stimmungsdramatiker Max Halbe, von Georg Hirschfeld, Ernst Rosner und Genossen. Er ergeht sich sodann in geistvollen, den Nagel auf den Kopf treffenden Auseinandersetzungen über Heimatkunst, Bürger-, Bauern- und Ständestücke. Im Bauerndrama hat sich auch neuestens unser Landsmann Karl Schönherr versucht, dem der Verfasser ernst und liebevoll gerecht wird. So meint er, es sei nicht leicht, im Bauerndrama der Heimatkunst ihr Recht zu geben, da just auf diesem

Gebiete die Unnatur die Herrschaft an sich gerissen habe. Vielleicht sei dies bis heute niemandem besser gelungen als Schönherr. Sein „Sonnwendtag" mag für die ganze Gattung typisch sein. Er bemerkt sehr feinsinnig, daß das Schicksal der beiden Brüder, das zwar unsere Teilnahme im höchsten Grade fesselt, doch nur Illustrationsfaktum für die Haupthandlung, für den Kampf der beiden Parteien ist und daß hier auch die Fehler des Stückes liegen. Der Brudermord erscheint uns nicht unbedingt notwendig, wir wissen nichts oder viel zu wenig von des Bauern Jähzorn, der eine solche Tat erklärt, und der junge Bursche selbst ist viel zu schwach, zu haltlos und zu unreif, um der Held des Stückes zu sein. Man darf ihn eben gar nicht als Hauptfigur betrachten. Die Hauptfiguren sind die beiden Anführer, der Gemeindevorsteher Obholzer und der Turner Jungreithmair. Obholzer ist ganz ausgezeichnet charakterisiert. Von Jungreithmair wüßten wir aber gerne noch mehr. Auf die Vorgeschichte dieses Mannes wären wir neugierig, es interessiert uns zu erfahren, warum die Bauern ihn so hassen. Das ganze Stück hindurch warten wir auf das Warum dieser Figur, die, das Drama souverän beherrschend, vor uns steht. So groß ist aber schließlich unser Interesse an dem Kampfe, der sich vor uns abspielt, daß wir unsere Erwartung vergessen. In Obholzer und Jungreithmaier stehen zwei Generationen, zwei Welten einander gegenüber. Beide Streiter wirft am Schlusse das Schicksal zu Boden; denn das Blut des Erschlagenen liegt auf ihnen. Auch dieser Ausgang ist, näher besehen, ein Fehler. Ein Stück darf nicht mit der Niederlage beider Parteien enden. In dem Kampfe, der jedem Drama zugrunde liegt, ja des Dramas Wesen selbst ist, muß sich der Dichter für einen der Kämpfer entscheiden. Es gibt keine objektive Dramatik.

Schönherrs Einakter „Der Bildschnitzer" stellt Lothar geradezu als ein Musterbeispiel für die Kunst dramatischer Perspektive hin.

Ein eigenes Kapitel ist den Wienern gewidmet, um an einem Beispiel zu zeigen, wie Heimatskunst durch Luft, Boden und Umgebung des Dichters bedingt wird. Es regnet dabei feine Hiebe auf die Kollegen und ihre Schwächen werden erbarmungslos bloßgelegt. Von Hermann Bahr heißt es, er habe als Dichter die Geberde des Journalisten, als Journalist die Geberde des Dichters; in der Geberde liege seine Wirkung, er suche mit Leidenschaft und Rastlosigkeit die Schönheit, aber diese Leidenschaft und die Unrast scheinen der Neugier zu entspringen. Er suche die Schönheit außer sich, nicht in sich selbst, während doch nur der Dichter die Schönheit findet, der sie in der eigenen Brust sucht, der sich durch innerliche Kämpfe zu innerlicher Klärung durcharbeitet. Er sei nur ein Doppelgänger der Kraftnatur, er habe alle möglichen Fähigkeiten, Kräfte und Talente, aber nicht die Kraft, seine Persönlichkeit festzuschmieden. — Bahr hat Hugo von Hofmannsthal entdeckt, der der Poesie allen Ernst und alle Weihe abspricht, sie zu einem Spiel, zu einer bloßen Wortkunst, zu einem „gewichtlosen Gewebe aus Worten" erniedrigt. Hofmannsthal besitzt vielerlei Talente, nur nicht das Talent der Persönlichkeit. Darüber soll Manier hinwegtäuschen. Darum die nimmermüde Lust, sich in Kostüm zu stecken, als ob mit dem Kostüm Persönlichkeit erworben werden könnte . . . Die Sehnsucht, der Weltschmerz, die Müdigkeit, wahrscheinlich auch die Erotik, die durch seine Verse sickert, sind unecht, angelesen, nicht aus Erlebnissen und Erfahrung geboren. Es sind Posen einer sich aristokratisch gebenden Seele. Sie haben Affektationswert. Lothar kennzeichnet Hofmannsthals Kunst, die im Grunde nur Artistenvirtuosität ist, als letzten degenerierten Ausläufer einer zu Ende gehenden

Kunstperiode. Das Bild, das er von Arthur Schnitzler entwirft, ist ein Kabinettsstück. Er führt die Bedeutung Hawels, der gelegentlich der Aufführung seines Lehrerstückes: „Die Politiker" von leitenden politischen Blättern unter dem politischen Gesichtswinkel in überschwänglicher, maßloser Weise gefeiert wurde, auf ihr richtiges Maß zurück und läßt dem leider zu früh heimgegangenen Karlweis, dessen Stern verblaßte, als Hawels Bedeutung in unnatürlicher, künstlicher Weise hinaufgeschraubt und aufgebauscht wurde, volle Gerechtigkeit widerfahren. Dagegen steht er Marie Eugenie delle Grazie nicht unbefangen gegenüber. Es ist absolut nicht zu billigen, wenn er sagt, die Vorgänge in den „Schlagenden Wettern" seien kraß und grell, die Problemstellung sei schief, die Charaktere seien unklar. Die „Schlagenden Wetter" unterscheiden sich von den modernen Armeleutstücken zu ihrem Vorteil dadurch, daß sie nicht tendenziös gefärbt sind. Die Dichterin, die mit den Armen gegen die Reichen, mit den Schwachen gegen die Starken energisch fühlt, erhebt sich hier zu einer bewunderungswürdigen Objektivität, sie nimmt eine Stellung jenseits von Haß und Liebe ein, verteilt auf beiden Seiten gleichmäßig Licht und Schatten und erzielt dadurch eine reinere, nachhaltigere und zermalmendere Wirkung. Das Stück stellt nicht wie Hauptmanns „Weber" einen Fall äußerster Ausbeutung oder arge Arbeitsverhältnisse dar, sondern eine ziemlich normale Arbeitslage. Es bietet uns nicht einen Ausschnitt aus dem sozialen Leben, in dem persönliche Auswüchse und Verirrungen, die sich nicht mit organischer Notwendigkeit aus den gesellschaftlichen Verhältnissen als solchen ergeben, den tragischen Knoten schürzen. Es entrollt vielmehr das schicksalsschwere soziale Problem, indem es uns einen liebenswürdigen, wohlwollenden Kapitalisten vorführt, der eines bewußten Frevels unfähig ist, nach seinem besten Wissen und Gewissen und in gutem Glauben handelt, gleichwohl aber unter dem auf der Gesellschaft lastenden Drucke einer riesenhoch aufgetürmten Schuld, für die er nicht haftbar ist, sondern die er bereits vorgefunden hat, also gewissermaßen unter dem Drucke eines unerbittlichen, übermächtigen Fatums sich mit Schuld beladet. Diese liegt im Milieu, sie wurzelt darin, daß er sich der sogenannten Rechte des Besitzes, welche dem Arbeiter sein Recht und seinen Willen verkümmern, nicht aber der Pflichten des Besitzes bewußt ist. Es ist ein Fluch, daß er, um mit seiner Frau Marie zu sprechen, „sein Eigentum immer nur von der Seit'n sieht, wo's die Sonn' anscheint" und demgemäß auf den Rat derjenigen hört, die seinen Intentionen entgegenkommen. Dieser Fluch trifft aber nicht den Kapitalisten Fritz, sondern den Kapitalismus als solchen, der „so einen sozialistischen Picknick zwischen Kapital und Arbeit — unter der Erde" als das reine goldene Zeitalter belächelt.

Das Drama der Delle Grazie steht mithin einzig in seiner Art da, denn es führt von der Person zur Idee hinüber, es leuchtet zum erstenmal in die echte soziale Tragödie, in die Tragik des modernen Kampfes zwischen Kapital und Arbeit hinein, reizt daher nicht auf, sondern läutert. Es leitet seine tragischen Konflikte aus den durch die moderne Wirtschaftsentwicklung unversöhnlich gewordenen Klassengegensätzen der Gesellschaft selbst ab. Die in der bestehenden Gesellschaftsordnung durch den Lohnvertrag herbeigeführte Aufhebung unaufhebbarer Rechte führt zu tragischen Katastrophen, in denen der erbitterte Kampf der ringenden Menschlein nur noch überboten wird durch die dämonische Ironie der nie völlig zu überwältigenden Naturkräfte. Dieser Gedanke wird von Georg noch weiter gesponnen und zu Ende gedacht. Er prophezeit:

„Was da unt'n g'scheh'n is' — kann sein, 's g'schieht in nit allz'langer Zeit auch ob'n — wenn einmal 's Tote so viel Macht g'wonnen hat über die Lebenden, daß s'nimmer aus noch ein wissen aus dem Schlund von Sünd' und Schand', der ihnen 's Geld 'rausg'spien hat, und immer wieder nur 's Geld! Und dann wird eine große Tür zufall'n, und viel Irrtum in Brand aufgeh'n — so schwarz und hart wie die Flöz' da!" Und in der Tat müßte man völlig blind sein, um das Wetterleuchten nicht zu sehen, das einen welterschütternden Sturm verkündigt.

Schätzbare Mitarbeiter findet Lothar an den Zeichnern und Porträtisten, sie haben uns ein interessantes dramatisches und dramaturgisches Bilderbuch geliefert. In solcher Reichhaltigkeit wurden wohl selten die Porträts der Dichter und Darsteller, zum größten Teil nach künstlerischen Vorlagen, wie Gemälden, Plastiken und graphischen Arbeiten, vorgeführt. Eine Reihe vortrefflicher Szenenbilder und Dekorationsskizzen ergänzt das Buch auf das vorteilhafteste. So steht denn zu hoffen, daß das fleißig gearbeite Buch sich viele Freunde erwerben wird.

Bernh. Münz.

Hausbuch deutscher Lyrik. Gesammelt von Ferdinand Avenarius. Mit Bildern von Fr. Ph. Schmidt. Herausgegeben vom Kunstwart. Fünfte, vermehrte und verbesserte Auflage. Verlag von Georg D. W. Callwey in München.

Gegenüber dem hier aufgetanen Schatz erscheint alles, was sich einem zum Lobe des Buches auf die Lippen drängt, herkömmlich und abgeschmackt. Überdies wurde die hervorragende Bedeutung dieses goldenen Werkes schon von so berufener Seite gewürdigt und sein innerer Wert ist ein so bleibender, ja man möchte sagen, unvergänglicher, daß es getrost sich selbst überlassen werden kann: es geht seinen Weg sicher auch allein. Wahrlich, dies ist ein Hausbuch im schönsten Sinne des Wortes, wie es deren nicht viele gibt; ein lieber, treuer Freund, dem man sich völlig anvertrauen kann, ein Gefährte, der uns auf allen unsern Wegen begleitet und der sich uns in Lust und Leid, in all des Lebens reichen Wechselheiten ganz anschließt. Möge ihm in jedem Hause ein Ehrenplatz eingeräumt sein!

Viktor Wall.

Starzer, Albert, Archivdirektor Dr., Die Konstituierung der Ortsgemeinden Niederösterreichs. Im Auftrage des Statthalters in Niederösterreich und mit Benutzung der amtlichen Quellen verfaßt. Wien (Verlag der k. k. niederösterreichischen Statthalterei) 1904. gr. 8°. (VI + 244 S.)

Eine Neugestaltung der Gemeindeorganisation in Niederösterreich ist im Zuge. Aus diesem Anlasse ist die obige Arbeit erschienen, in welcher der Verfasser ein historisch-pragmatisches Bild der Konstituierung der Ortsgemeinden von der Begründung der Gemeindeautonomie an bis zur Gegenwart liefert. Den äußerst sorgfältig und umfassend gearbeiteten Ausführungen ist zu entnehmen, daß bisher weder legislativ noch praktisch einheitlich vorgegangen worden ist. Die Gesichtspunkte, nach welchen die Kreishauptmannschaften im Jahre 1849 Ortsgemeinden bilden wollten, waren zwar richtig, doch wurde noch 1849 die Durchführung des provisorischen Gemeindegesetzes sistiert und eine neue Konstituierung der Ortsgemeinden angeordnet, welche 1850 binnen wenigen Wochen vor sich ging. Hiebei wurde infolge des überhasteten Vorgehens der Fehler begangen, daß so kleine Gemeinden geschaffen wurden, welche als solche kaum lebensfähig waren und den ihnen obliegenden Aufgaben nicht oder nur mangelhaft nachzukommen vermochten.

Es wurde daher, als 1864 eine Gemeindeordnung für Niederösterreich erlassen wurde, in diesem Gesetze die Vereinigung solcher Gemeinden vorgesehen, wobei zum Grundsatze genommen wurde, daß nicht freiwillig erfolgte Änderungen nur im Wege eines Landesgesetzes erfolgen dürften. Die Umständlichkeit des Vorganges, welcher durch diese Bestimmung normiert wurde, brachte es mit sich, daß auch seither nur eine geringe Besserung dieser Zustände eingetreten ist. Nunmehr soll eine neue gesunde Basis für die niederösterreichische Gemeindeorganisation festgelegt werden, und die Schaffung großer leistungsfähiger Gemeinden nach zweckmäßigen Prinzipien erfolgen. 1.



Für die Redaktion verantwortlich: Julius Habermann.
Buchdruckerei der Manzschen k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung in Wien.